

Queens University Library



32101 066920776

3466  
894  
338

Library of



Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION





325



H. P. E.

**DER GEFANGENE VON  
BELLE JEANNETTE**  
ROMAN VON NANNY LAMBRECHT



VERLAG AUGUST SCHERL G.M.B.H. BERLIN



# Der Gefangene von Belle-Islette



Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.  
Copyright 1916 by August Scherl & Co. m. b. H., Berlin.

# Der Gefangene von Belle-Islette

Roman

Von

Nanny Lambrecht

---

Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin



## Grüß mir das blonde Kind . . .

„Schwester Anne! . . . Wo ist denn nu wieder Schwester Anne? Wenn Schwester Anne bloß mal zwei Seufzer lang auf demselben Platz stehen könnte!“

„Gott, o Gott! Wer schreit da wieder nach Schwester Anne? Schwester Anne hängt doch nicht am Nagel für jede von euch!“

„Aber der Abschiedskuchen für Schwester Anne ist doch gebracht worden. Der Bäckerjunge von Wellenradt wartet . . .“

„Hö! Schwester Anne, hö! Der Bäckerjunge von Wellenradt . . .“ Sie flogen davon mit flatternden Schleiern, mit raschelnden Röcken, Schwester Bertchen, Schwester Hilde, Schwester Frieda. Ihr fröhliches Geschrei, ihr kindhaftes Lächeln halt durch die Erfrischungsstation Aachen-Herbesthal.

Schließlich ist es keine Kleinigkeit, Schwester Anne in dem Augenblick zu verlieren, wo der Bäckerjunge von Wellenradt auf sie wartet. — Jesses! Ob sie gar wieder im Schlafraum auf ihrem Feldbettchen sitzt und heult? Gestern hat sie's graue Elend gehabt und vorgestern auch.

Ist ja auch zum Losheulen, daß die prächtige Anne weg muß. Ach, Anne, Anne! Vier Monate war sie nun bei der Tante Justizrat in Aachen auf Besuch, um als „Er-

(RECAP)

546859

frischungsschwester“ am Bahnhof Herbesthal wirken zu können. Und jetzt will der Papa sie wieder heim haben auf die Winzerburg am Rhein.

Was weiß übrigens solch ein Weinbergspapa von einem Mädchenherzen! Denn das war sicher: die Anne hat sich bloß an den Bahnhof Herbesthal rangebeichelt, weil der an der deutsch-belgischen Grenze liegt und der ganze feldgraue Verkehr von Flandern und Loretto her dort vorüberflutet. Ihr Max lag ja in dem gefährlichen Lorettowinkel. Wenn also sein Regiment vielleicht mal nach dem Osten verlegt wurde oder sonst eine Verschiebung vor sich ging, — na ja, wie gesagt, Herbesthal war das Ein- und Ausfuhrtor.

„Hab ich's nicht gesagt?“ kräht Schwester Bertchen vom Schlafraum her, wirft weit die Tür auf, „hab ich's nicht gesagt?!“

Aus der Reihe der dürftigen Feldbettchen springt eine üppige junge blonde Gestalt auf, eilt an den Waschstand, möchte sich die verweinten Augen fühlen.

Da packen vier ausgreifende Arme sie auf, schleppen sie ans Fenster.

„Seht ihr?! Seht ihr?! Sie hat wieder geheult! — Aber, Anne, Anne! Pfui Teibel! Eine rote Nase. — Jawohl, jawohl, ganz gewiß eine rote Nase! — Na, hör mal, wenn du das noch leugnen willst — Hilde! Ist das nu eine rote Nase oder nicht?“

Von der Tür des großen Erfrischungsraumes her Händeklatschen. Tante Justizrät, die zum Gruppenvorstand gehört, ruft ihre Schwestern zur Stelle.

„Antreten! Lazarettzug S. 24 und Militärzug ge-

meldet!“ Husch! flattert's an ihr vorüber in den großen Saal, wo die langen Schragentische stehen und unter den Bildern vom Kaiser und Hindenburg das Klavier.

In dem schmalen Gang, der vom Saal in den Schlafraum führt, steht Tant' Justizrat und wartet.

„Anne?“

„Gleich, Tantchen, gleich!“

Ei, na na, wie klingt denn das? Nach Schnupfen und Schluchzen. Stimmt. Steht da am Waschkumpen und drückt sich das nasse Handtuch ins Gesicht. Der marineblaue Schwesternschleier schief gerutscht und das flachsblonde Kraushaar kringelt hervor. Wie das aussieht! Als hätt sich das dumme Dingchen mit Gott weiß was herumgebalgt. Das ist denn doch — nein, so was — so kann sich doch kein Schwesterchen bei den Feldgrauen sehen lassen. Also wird die Tant' Justizrat ihr mal den Giebel zurechtrücken.

Da raschelt Schwester Anne schon auf sie zu, bleibt dort stehen, wo aus dem Gang die Tür in das kleine Zimmerchen für die Offiziere führt, wischt sich noch einmal mit dem Taschentuch über das Näschchen, lacht dann herzhaft los, lacht, bis ihr die grellen Vergiftmeinnichtaugen wieder voll Wasser stehen, hängt sich der alten Dame unter Lachen und Weinen an den Arm.

„Gelt, was ich 'ne Trauerweide bin, Tant? Aber weißte, das kommt mir so . . . so . . . gleich wie aus einer Dachrinne heraus, jahahaha . . .“, drückt sich mit hastig stürmischen Bewegungen in ihren Arm hinein, ärgerlich über ihren gottlosen Unverstand.

„Aber, Kind, sei doch nicht so zappelig!“ sagt Tant' Justizrat.

„Ach sag, Tantelche, willstest nicht dem Papa schreiben, daß er mich noch e Weilche hier läßt? Ja, Tantelche? Doch du goldig Tantelche!“

Fast warf sie sie um, die stattliche Tante Justizrat, die das Aachener gemäßigte Blut hat und wie ein weishevolles Monument durchs Leben geht.

„E Weilche dauert wieder vier Monat, gelle?“ macht sie ihr den rheinischen Dialekt nach. „Der Papa hatte dich auf einen Monat zu mir kommen lassen, auf einen Monat, Kind. Und da hast du mich alte Person solange zum Schreiben gepreßt, bis ich dir vier Monate herausgewuchert habe. Aber alles im Leben muß doch mal ein Ende haben.“

„Gar nicht, Tant! Die Wurst hat zwei End. Bitte, bitte! Ja, bitte! Ach du, Tantelche, du warst doch auch mal knatschig in den Dinkel verliebt —.“

„Jetzt bist du aber still!“

„Also du schreibst?“

„Heute wird Abschiedskaffee getrunken — abgemacht.“

„Gut, dann heul ich weiter!“

„Da haben wir's — der Zug läuft schon ein!“ Draußen das näher schleichende dumpfe Rollen, aber langsam und gemächlich, schwerfällig und mit verkeuchendem Atem. Das war kein brausend heran jagender Militärzug, keiner, der auf kirrenden Schienen sich ankündigte. Das war der Personenzug von Aachen, ein Bummelsritze, der mit viel Umständlichkeit in Herbesthal Kehrt machte und wieder nach Aachen zurücklief.

Richtig. Dort stand er drüben auf dem zweiten Gleis. Die paar Urlauber, die er aus der Heimat zurückbrachte



an die Front, mußten die breite Steintreppe hinunter durch die Unterführung und wieder treppauf zur Erfrischungsstation, um dort ihre Weiterbeförderung zu erwarten.

Und da donnert's auch schon von Welkenradt herüber, dort aus Belgien heraus, der Militärzug mit rauchendem Schlot, mit schweren Tendern. Der Boden dröhnt. Stampfende Geräusche durch die wogende Luft. Schriller Pfiff, zischender Dampf.

Breitbeinig steht der Bahnhofskommandant unter der Tür des Dienstraumes. Bahnbeamte, Magazinarbeiter eilig über den Bahnsteig. Zurufe, Winken. Eine Gruppe Schwestern wartend und spähend, ihre Körbchen gefüllt mit Ansichtskarten, Zigaretten, Schokolade.

Der Kommandant schnell zu ihnen. Keine Liebesgaben in die Abteile verteilen, die Truppen werden ausgeladen und in der Station erfrischt.

Ei, du meine Güte! Da gibt's 'ne Menge Arbeit. Schnell in den Saal zurück. Schwester Hilde an die Kaffeekaffe. Tant' Justizrat an den riesigen Kaffeekessel. Geh, Schwester Anne! Steckt die schon wieder in einem Mausloch? Schwester Anne soll hurtig mal mit dem Besen durch den Saal fegen. Jesses! diese entsetzliche Anne verhandelt noch mit dem Bäckerjungen. Also wird Frau Kommerzienrat Wallner den Besen in ihren beringten Fingern hohe Schule machen lassen. Frau Kommerzienrat hat zwar drei Dienstmädchen zu Hause, aber sie begeistert sich im Dienste des Roten Kreuzes besonders für Besen und Schrupper. Sie hat auch schon einen Orden, aber wenn man sie nach ihren Verdiensten fragt, zeigt sie ihre schwieligen Hände.

Nun hat Schwester Anne den Bäckerjungen abge-

fertigt, die Kuchen auf den gedeckten Tisch zwischen die Kaffeeteller geschoben. Knuspriger belgischer Reisfladen, den berühmten Doreye, auch ein Weißbrot ist herübergeschmuggelt. Sie geben's nicht gern her, die belgischen Welkenradler, sie möchten diese ganze Herbsthaler frohdeutsche Bagage in die Luft sprengen. Dövel ja! wo man ihnen was antragen kann, tut man's. Nach den Militärszügen mit Steinen werfen, oder die Schwestern verhöhnern, oder so was. Dövel jaja! Wenn erst die Franschen am Rhein wären!

Tosender Lärm schlägt in die offenen Saaltüren ein. In sauchenden Dampfswolken die brüllende Maschine. Der Boden schüttert. Die Fenster klirren. Stimmen, Rufe, Läutenwerk.

Und schon flutet's über den Bahnsteig, feldgraues Gewimmel, stapfende Stiefel, Sporenklirren, Kollkarrern, surrender Stimmenlärm. — Schwester! Schwester! — Hier herein, Herrschaften! — Kaffee gefällig? An der Kasse eine Marke einlösen. Bildschöner Kaffee. Die Kessel dampfen. Ein Duft wie 'ne ganze Kaffeeplantage . . . Hier! auf die Bänke setzen. Bumms! Da läßt einer schon die Tasse fallen. So einer, der neun Monate nur 'nen Gewehrkolben zwischen den Fingern hatte . . . Bitte, Schwester! wo man sich mal waschen könnt? . . . Hier Waschraum für Offiziere. Hier Mannschaftsraum . . . Herrgott, also zunächst mal den alten Adam von der Haut runter, dann an die Kaffeebulle. Herrschaften, das sind Menschen, die sich vor drei Wochen gewaschen haben.

Und noch immer stapft's herein, schurpt zwischen den Bänken hin, drängt an die Kasse. Tornister, Rucksäcke

plumpsen in die Saalecke. Ein 29er zieht die Stiefeln aus, legt sich neue Fußflappen. Und die in dem Gedränge noch nicht an die Kasse herankommen können, liegen breit über die Tische, den Bleistift zwischen geballten Händen, schreiben kurze Grüße in die Heimat, schreiben: „Wir sind auf Transport nach Rußland, unser Regiment ist verlegt.“

Zwei Plätze im Waschraum frei! Also nachrücken. Die Leitungskrahnen zischen. Plustern und Rascheln. Den Waffensack vom Leib runter, das Hemd auch — Scht! ein Strahl über den braun gebeizten Rücken hinab. Ach pfft! eine Wohltat!

Und nu ran an die Kaffeetische. Ach, diese holden Schwestern! Diese erquickenden Frohmienen! Diese frau-liche Betulichkeit! Wenn einer jetzt etwas Musik machen wollte — Tinktataring schwumm bumm! schlägt wahrhaftig einer schon auf die Tasten los. Ein stämmiger Mensch, den Nacken rotgebrannt, das braune kurzgewellte Haar seitlich gescheitelt, in dem vollen kräftigen Gesicht die warmen frohen Augen. Ein prächtig gebauter Mensch, so von der Art, daß die französischen Frauen hinter ihm herfagen: „Trotzdem — eine starke Kasse.“

Wetter! Wie der Mensch seine Lagen auf die Tasten drückt! Über den ganzen Körper hin schwingen die Muskeln mit. Und steift den Kopf in den Nacken und singt jetzt los. Was singt der? Ein Rheinlied? Ist wohl ein Rheinländer? Welche Regimentsnummer? Ja, recht; nieder-rheinische Landwehr, die da bei Arras liegt in dem Doretto-winkel. — Jetzt der Refrain:

„Grüß mir das blonde Kind am Rhein  
und sag, ich käme wieder. . .“

Der ganze Saal fingt's mit, ein brausender Chor, rauhe Kehlen, donnernd wie Schlachtgesang. Und die dünnen zirpenden Stimmen der Schwestern dazwischen. Und eine — die Blonde dort mit dem Krollhaar wie ein Puppenköpfchen — ihr flatternder Schleier durch das feldgraue Gewühl — klatscht dem Sänger auf den breiten Rücken.

„Hänneschen! Hans Arnold! Sag, biste das? Biste das wirklich? Och, du Hänneschen!“

Mitten im Refrain schnappt er ab, dreht sich auf dem Stuhl um, springt nicht auf, bleibt gemächlich sitzen. Der Hans Arnold Schmetter hat sich ja nie besonders Schweiß im Leben kosten lassen. Brauchte es auch nicht, so ein gemachter Weinbergbesitzer.

Aber nun sieht Schwester Anne gleich das schwarzweiße Bändchen im Knopfloch. Und daß er schon Unteroffizier ist. Sie möchte also zunächst mal verwundert darüber die Hände zusammenschlagen, aber fragt doch zuerst, wo er herkomme.

Da steht er auf, läßt einen andern weiterspielen und preßt Schwester Anne die Hand. Ein stürmisches Frohsein über sein Gesicht hin, plötzlich, und wieder ruhig, bequem, kneift fast schläfrig die Augen zu, aber die brennenden Blicke darin.

„Wo ich herkomme?“ wiederholt er, schürzt die Unterlippe, sagt das alles in gutmütiger Selbstverspottung her, „von Haus, von der Mutter. Acht Tage Urlaub und sich 'n Geheimratsbäuchelche angeschwemmt. Jetzt wieder: Abschied du mein lieb Heimatland.“

„Wo liegst du denn, sag?“

Er deutete auf das Plakat: Soldaten lernt schweigen!

„Ach du!“ Sie tippte ihm mit dem Finger an den Arm, „du liegst doch beim Max, gelle?“

„Ja, beim Max“, erwidert er trocken.

„Und — es geht ihm doch gut, gell?“

„Vor acht Tagen ging es ihm noch gut.“

„Du Hänneschen! Ich muß jetzt von hier fort. Papa benimmt sich mal wieder tyrannisch. Sag, siehst man, daß ich geheult hab?“

„So leid tut's dir?“

„Entsetzlich leid! Ich hab immer gehofft, daß mal der Maxel hier durchkäm.“

„Und nun kam bloß ich, wie?“

„Ach du! Ich mag dich doch auch ganz gern.“

„Sieh mal an! Du magst mich auch ganz gern?“

„Lach nicht so frech. So hast du es immer gemacht. Man wußte nie, woran man mit dir war. Weißte, was der Max von dir sagte? Ein pomadiger Kerl wärste!“

„Das mußt du doch besser wissen. Du kennst mich ja fünf Tage länger als der Max.“

„Warum, wiejo fünf Tage?“

„Du bist doch fünf Tage älter als der Max.“

„Na du! Was kümmert dich denn mein Geburtsfchein?“

„Der Max sagte mir's, als ihr euch verlobtet.“

„Ach so! Der hat sich wohl was drauf eingebildet, daß er jünger ist?“

„Na, von zweien muß einer doch älter oder jünger sein, wenn sie nicht grad Zwillinge sind.“

Sie lacht laut auf. Da lacht er mit. Sie schlägt ihm auf die Schulter.

„Ich bin bloß neugierig, wie alt du dir mal 'ne Braut ausfuchen wirst.“

„Zwei Jahre jünger als ich.“

„Also wie ich.“

Es flog ihr heraus, sie hätte es sonst wahrhaftig nicht gesagt. Es macht sie verlegen. Ach, warum denn? Unsinn! Das dumme Lachen. Wenn sie verlegen ist, lacht sie immer. Und jetzt lacht der auch noch mit. Ganz merkwürdig lacht er. Ob er auch verlegen ist?

Das Lachen schüttelt etwas aus ihnen herauf. Eine geheime heiße Erregung. Die Nerven zerren ihr bis in die Finger. Ihr Mund zuckt im toll unsinnigen Lachen. Sie könnt jetzt ebenso vor Schreck und Scham weinen. Verückt! Warum denn?

Und nur, um sich aus diesem entsetzlichen Lachen zu retten, tippt sie ihm an das schwarzweiße Bändchen, fragt schnell und ernsthaft:

„Du hast das Eiserner?“

„Ja, wie du siehst.“

„Erzähl doch mal. Wie war das? Wie kamst du dazu? Aber komm aus dem Lärm heraus, man versteht hier kein eignes Wort nicht. Willste unsere kleine Bücherei sehen? Oder nein — da müßten wir durch die Küche. Also komm mit in das Offizierszimmerchen. Das wird leer sein, die Offiziere hat sich der Bahnhofskommandant mitgenommen. Also kommste?“

Er ist schon hinter ihr her. Sie schlängeln sich zwischen den vollbesetzten Bänken und Tischen durch in den schmalen Gang. Er stapft geradeaus auf die offene Tür zum Schlaf-

raum zu, wo die Feldbetten der Schwestern aufgereiht sind. Da zerrt sie ihn am Arm.

„O Gott, o Gott, da darfst nicht rein.“

Er bleibt stehen, er hat die Kühnheit zu fragen:

„Wo schläfst denn?“

„In dem dritten Bett, wo die gestickte Nachttasch liegt.“  
Geht schnell auf die Tür zum Offizierszimmerchen zu. Einen roten Kopf kriegt sie, einen roten Kopf. Zu dumm. Als ob sie mit dem Hännle nicht von Kind auf zusammengerutscht sei.

„Komm da herein, gell.“ Sie schlüpft auf das abgenutzte Sofa. „Aber laß die Tür auf — nein, nein, laß die Tür auf!“

Er rückt sich einen Stuhl neben das Sofa. Sie schieben die Arme auf den Tisch, sie sehen sich an. Was nun? Ach so, er soll erzählen.

Er erzählt nicht, sieht sich im Zimmer um.

„Ganz nett.“

„Ja, ganz nett. Luxus brauchen wir hier ja nicht.“

„Da ist ja auch ein Gästebuch.“

„Ja, du wirst auch was hineinschreiben, gell?“

„Ich bin absolut nicht geistreich, weißte.“

„Viel Geist brauchst auch nicht rein. Da lies mal. Alle schreiben bloß: herzlichen Dank. — Siehste, darauf kommt's an, auf das Herzliche. Wir geben's so, und sie nehmen's so.“

Sie preßt ihre Hände gegen die Brust, ihre Augen leuchten leidenschaftlich. Ach Göttchen, sie möcht alles umarmen, was feldgrau ist, so patriotisch ist sie.

Auch in seinem Gesicht schimmert das. Er sieht sie an.

„Ja, wenn wir euch nicht hätten, euch deutsche Frauen! Darum kämpfen wir ja.“

„Also nun erzähl doch mal.“

„Es ist da nichts zu erzählen, Anne.“

„Ach du! Man hat dir das Eisene doch nicht als Hemdknopf verehrt. Du mußt doch was Großartiges vollbracht haben, was Heldenhaftes.“

Er wehrt mit beiden Händen ab.

„Hör mir bloß von dem Heldenhaften auf. Wir da draußen wollen davon nichts hören; es verdrückt uns, immer wieder zu hören, daß wir Helden sind, daß man uns auf den Denkmalssockel hebt.“ Er sah vor sich hin, auf seine Hände, die sich unter der Wucht seiner hingemurmerten Worte zusammenballten. „Da draußen trägt alles nicht den Stempel des Heldenhaften, wie ihr euch das vorstellt. Wir tun's. Jeder tut's. Mit jedem Atemzug wachsen die Anforderungen so riesengroß, daß wir immer bereit sein müssen, das Höchste und Letzte hinzugeben. Dieses Bewußtsein steht wie eine Mauer in uns. Und im übrigen sind wir froh, aus dem grauen Töppchen mal rauszukommen. Das ist unsere Sehnsucht.“

Sie sah ihn verstohlen an, das volle gebräunte Gesicht mit dem kurzgeschnittenen Schnurrbärtchen, das gespaltene runde Kinn, in dessen Grübchen sich der Schalk seines einstigen Frohsinns geslüchtet zu haben schien. Ein solch hübscher kräftiger Mensch. Wenn ihr Max neben dem stand! Er war zierlicher, ihr Maxel, ein lieber zärtlicher Kerl. Er regte sie nicht auf wie der Hans Arnold Schmetter. Der brauchte nur in ihre Nähe zu kommen . . . so wie er jetzt neben ihr saß . . . als rücke sein Körper bereits an ihre Schulter . . . Aber der rührte sich ja nicht, fiel ihm nicht ein. Hat immer so da neben ihr geseffen mit seinem



unbekümmerten Gleichmut. Entsetzlich aufgereggt hatte es sie, entsetzlich. Bis sie mit ihrem Magel so überaus verliebt wurde . . . Lieber Gott, sie schweigen ja beide — plötzlich — beängstigend. — Überstürzend sagt sie:

„Nimm mir's nicht übel, aber daß du mal befördert würdest und dazu noch das Kreuz —.“

„Ja, als ich es meiner Mutter meldete, schrieb sie zurück: Jung, hast du dich nicht verhört?“

Sie lachen, es klingt gepreßt. Und da sie das merken, macht es sie noch unsicherer. Sie atmen schnell und bekommen, sie vermeiden es, sich anzusehen, sie bringen sich, ohne es zu wollen, in einen heißen gequälten Zustand.

„Wenn mein Mag mal das Eiserner bekommt!“ bricht sie unvermittelt los: „Er muß dich doch einholen.“

„Warum denn?“ fliegt's ihm scharf heraus, „jetzt war ich mal an der Reihe, ihn zu überholen.“

Erschreckt hastet ihr Blick auf ihm. Da lächelt er, es soll doch ein Witze sein. Ob sie nicht mehr wisse — damals, als sie nach einer Rheinfahrt in der Mondnacht mit dem Boot übersetzen wollten — sie hatten ihr doch alle heftig den Hof gemacht, er und die drei Gebrüder Stein, besonders der Mag Stein. Und da rannte das Boot an einen Dampfer an, füllte sich mit Wasser —. Sie zog schauernd die Schultern hoch.

„Wie kommst du darauf?“

„— wir arbeiteten, bis wir erschöpft hinfielen. Der Mag lag schon ohnmächtig halb im Bootwasser —“

„— und du nahmst mich dann, um mit mir überzu-schwimmen.“

„— aber du wolltest nicht.“

Der Gefangene von Belle-Jeannette.

„Der Max lag da, ohnmächtig, der wäre ertrunken, wenn —“  
„— wenn du nicht seinen Kopf auf deinem Schoß gehalten hättest.“

„Er wär sonst ertrunken,“ wiederholt sie leise, als müßt sie sich entschuldigen.

„Danach habt ihr euch verlobt.“

„Danach kam der Max zu mir und sagte, nun wisse er, daß ich ihn lieber hätt, als dich und die andern.“

Seine Lippe schürzt sich zu wütendem Spott:

„Es fiel dir natürlich nicht ein, nein zu sagen.“

„Warum hätt ich nein sagen sollen!“ blüht sie ihn an. Die Röte flammt ihr übers Gesicht bis in das flachsblonde Haargeringle.

„Na also — schreiben wir was ins Gästebuch,“ sagt er da wieder gleichmütig, langt nach einem Federhalter auf dem Tintenfaß.

„Die Feder kratzt, nimm hier den Bleistift.“

Sie will ihm den Federhalter zwischen den Fingern herausziehen, er hält ihn aber.

„Gib doch!“ sagt sie und schüttelt seine Hand.

„Hol ihn doch.“

Da klemmt ihr Daumen mit dem Federhalter fest.

„Autsch!“

„Tut's weh?“

Sein Blick stürzt in ihren. Sie lacht leise und erregt.

„Du wirfst mir doch nicht weh tun!“

„Doch ja! Ich möcht dir weh tun.“

Ihre Hände werden ineinander warm. Jetzt fühlt sie seine Schulter an der ihren. Die Beklemmung zittert über ihren Körper hin. Sie will ihre Hand frei haben, will, will!

Da beißt sie ihm in die Hand, er spürt die warme Weichheit ihrer Lippen . . das Blut wird ihm heiß . . Hat der Max Stein sie ihm damals weggeschnappt, heut tut er's . . Pfui Deubel, nein! . . aber der Blondkopf da dacht vor seinem Gesicht . . warum reißt er sie nicht an sich . . er hat sie jetzt, wenn er sie will, er fühlt's . . fühlt's . .

Draußen ein schmetterndes Trompetensignal. Sammeln! Sie springen beide auf, sie atmen beide schwer und schnell.

„Dein Zug“, jagt sie kurz und hastig.

Er sieht sie an. Ein wildes Hin und Her tost in ihm. Von Angst gestoßen stammelt sie:

„Grüß mir den Max.“

Da stapft er hinaus, sieht sich nicht mehr um.

Der Militärzug von Köln läuft ein. Aus den vollgestopften Abteilen heraus winkt's und ruft's. Neue Truppen an die Front. Mit ihnen die Urlauber.

Die Schwestern eilen, füllen die Kaffeebecher. Türen klappen zu. Fertig! Noch fliegen vollgefrinkelte Feldpostkarten aus den Abteilen — da! Hier! Die Schwestern sollen sie besorgen. Ade! Ade!

Grüßt die Heimat! — Auf Wiedersehen!

Ein Ruck in den Gelenken des Riesenzuges. Die Räder rollen, die Pseife kreischt. Winken und Grüßen. Rauher dröhnender Sang, als wollten sie sich die Behmut hinunterwürgen. Was singen sie? . . Einen Sang vom Rhein. Einer stimmt's an, alle stimmen ein.

„Grüß mir das blonde Kind am Rhein  
und sag, ich käme wieder . . . .“

Schwester Anne steht auf dem Bahnsteig und winkt. Ihr Schleier flattert.

## Im Kartoffelkrieg

Noch einmal leuchtete es auf über der Lorettohöhe, ein greller Feuerschein in der rauchenden Nacht.

Dann Stille, tiefe bohrende Stille.

Nur im Laubwald, der die Kuppel der Höhe umsäumt, rauschte es wildflutend in der stummen bluttrunkenen Nacht.

Da taucht's aus den Höhlenlöchern hinter der Wallfahrtskapelle auf. Ein Helm, ein pulvergeschwärztes Gesicht, breite Schultern, von Kalkstaub weiß wie ein Mehlsack.

Hinter ihm eine Stimme aus der Höhle:

„Du, Hans Arnold!“

„Ja?“

„Alles ruhig droben?“

„Alles ruhig.“

„Es ist doch Mondschein.“

„Aber Bodennebel.“

„Siehst du noch nicht die Ablösung zum Fernsprech? Ich kann doch nicht bis zum jüngsten Tag an der Quasselstrippe hängen.“

„— niemand!“

Um sich spähend, erhob sich Schmetter ganz aus der Erde heraus, stieß mit der Helmspitze an etwas an. Es klirrte. Er griff mit der Hand hoch in eine in den Kalkstein eingehauene

Nische hinein, wo ein altkluges lockiges Jesukind mit Heiligenschein und auf der Hand der Madonna sitzend, eingeschoben war.

Auf der abgeschlagenen Hand der Madonna sitzend! Ein badiſcher Grenadier hatte es im Schutt der zusammengeschossenen Kapelle Notre Dame de Loretto gefunden. Die Madonna zertrümmert, nur noch ihre Hand, worauf das Jesukind saß. Eine mütterliche Hand, hager und die Adern hervortretend. Wie verarbeitete Mutterhände.

Es ging keiner vorüber, der nicht den Helm abnahm und dem lächelnden Kinde etwas zu sagen hatte.

Auch Hans Arnold Schmetter löstete den Helm, fuhr sich mit dem Handrücken über die schweißnasse Stirn, mit gespreizten Fingern durch das dichte braune Haar, das verwildert über die militärische Borschrift hinauswuchs. In diesem dreimal verdamnten Stellungskampf ließ man eben die Mähne wachsen, bis die Heckschere ihr nachließ.

Einbuddeln und sich wie Maulwürfe durch die Erde wühlen. Elender Kartoffelkrieg! Tag für Tag das Bataillon unter feindlichem Feuer, mußte still liegen und die Kartätschen über sich hinsiegen lassen. Nicht von der Stelle rühren, wie auch der Boden kochte und dröhnte.

Ja, Herrgott! Die herüberbrüllenden 28,5-Geschosse der französischen Artillerie; dann die schweren Minenwerfer, die Abgründe in die Erde schlugen.

Und still liegen in Qualm, Feuer und Donner und die Wut in sich hineinfressen.

Bis die Stunde kam . . . .

Das Bataillon lag in dem gefährlichen vorgeschobenen Winkel der Lorettohöhe. Drüben unsichtbar zwischen Hang

und Talsenkung der Feind. Man stand da wochenlang an der Schießscharte und starrte, starrte in die stumme feierliche Flur, über die der Frühlingswind hinstrich. Und dann vielleicht ein Fezen Papier, der über dem dunklen Grabenrand gegenüber aufstob, dort, wo lauernd der Feind lag.

Und sonst nichts. Und Grabesruh. Bis dann jäh die feindliche Artillerie losbullerte. Der Zweck war ersichtlich: man wollte denen dort auf der Lorettohöhe die Zufuhr von Sallaumines abschneiden.

So wagte man sich nur noch bei Nacht aus den Unterständen heraus. Aus allen Erdblöchern ein Gekrabbel, sie recken, dehnen sich, reißen die Brust breit, saugen die frische Abendluft ein, hocken den Hang hinauf zu flüsternden Gruppen zusammen, auf Steinblöcken, da und dort und weiterhin, wo die steile felsige Böschung auf den Beobachtungsposten an der „Kanzel“ zuläuft.

Heda! Raucht da einer? Aus mit dem Glimmstengel! Geraucht darf nicht werden. Da summen sie vor sich hin, ein tiefes, leises Brummen . . . „Teure Heimat, sei gegrüßt . . . sei gegrüßt in weiter Ferne . . .“

Gott, ja darum schlagen sie sich alle hier wie die Löwen, um nur wieder heimzukommen . . . heim . . . heim . . . Teure Heimat . . .

Wundervolle Mondnacht. Wie milde Frauenhände streicht die schwüle Luft über die geschwärtzten Gesichter. Mit offenem Mund, mit vertrockneten lechzenden Lippen saugen sie die schimmernde Nacht ein.

War's nicht —? Ja doch: die Nacht zum ersten Mai. Wahrhaftig die Maiennacht. Es packt sie etwas, sie wissen

nicht was, sie fühlen's nur, eine jähe unbezwingbare Traurigkeit. Aufreizende Maiennacht. Sie singen nicht mehr und die Herzen klopfen.

Schmetter schiebt sich an der Brustwehr hinauf. Da die Biesterei mit dem Schießen aufhört, könnt er mal raufklettern und Rundblick genießen. Also schwupp! über die Holzlage, dann Sandsäcke, dann wieder Baumstämme und wieder Sandsäcke, und droben hockt er.

Einer da irgendwo in der Nacht ruft leise, man soll doch mal hinhören, dort, wo die Granatlöcher voll Wasser stehen . . . das Zwitschern . . . dzidzidzidzidzid . . . . . Hört man's? leise und fein . . . Sühüübsühüübsühüüüb . . . . . luiluiluiluilui dzidzidzid . . . . .

Die stierenden Gesichter lauschen, die blutrollenden Augen schimmern feucht.

Aus dem Unterstand unter der Nische heraus klettert vom Fernsprecher weg Otto Stein.

„Du, Hänneshen!“

„Sch!“ macht's von der Brustwehr herab, „hörst du die Nachtigall?“

So'n Gemütsmensch! hockt da oben auf wie 'ne Leiche auf Urlaub, um die Nachtigall zu hören! Ist ja ein Wunder, daß ihm keine Kugel ins Gehirn einbrach.

Otto Stein zupft ihn an dem herabhängenden Bein, reicht ihm eine Feldpostkarte hinauf.

„Du hast doch die Ablösung an die ‚Kanzel‘ zu bringen, gelt? Unser Max sitzt dort als Beobachter in der Pappel. Also gib ihm die Karte ab, sie ist versehentlich an mich abgeliefert worden.“

„Mal schon wieder? Euch Gebrüder Stein hält die

eigene Mutter nicht auseinander, wie?“ Schurst von der Brustwehr ab. „Also die Karte ist an das Marsteinchen?“

„— nebst Grüßen und Küßen.“

„Ach so — von dem Annchen.“

Steckte die Karte ein, hastig tat er's, sah mit großen weiten Augen an Otto Stein vorbei. Der blinzelte ihn an.

„Willste nicht mal einen Blick auf die Küße werfen?“

Schnodderig versuchte Hans Arnold darüber wegzugehen.

„Na was, Küße! Sie soll ihm Schmierwurst schicken.“

„Sieh mal an! So ein Bestevadder warste nicht immer.“

„Nö, stimmt. Ich hab schon mal Gedichte aufs Annchen gemacht.“

„Jung, und da war auch keine Schmierwurst bei.“

„Na ja, die Zeiten ändern sich.“

„Aber blödsinnig nett war die Gelei um das Annchen doch. Was? Ach, was war das für 'ne Zeit! Und jetzt in dem Dreck hier! Weißte noch, hö? Das Annchen hat's keinem von uns merken lassen, wem sie hold war, riesig nett mit uns allen, aber trotzdem, ich hab immer gemeint, daß es mit dir was werden würde, obschon ihr euch zanktet wie die Kesselflicker. Bis dann die Unglücksfahrt aufm Rhein kam — da wußten wir, wie es um Anne stand, was?“

„So — meinst du?“

„Na du! Warum sonst hätt' sie sich mit dem Nag verlobt?“

„Ja ja, stimmt, warum sonst hätt' sie sich mit dem Nag verlobt!“

„Ach, nu sieh mal! Also immer noch das kitzliche Gefühl am Herzen?“



„Nach keinen Schwof, es gibt Annchen überall auf der Welt.“

„— Doch die Eine ist es nicht —“, summt Otto Stein. Der Fernsprecher rasselte. Ottosteinen sprang in den Unterstand zurück.

Hans Arnold hielt noch die Karte, rieb sie zwischen den Händen, es wurde ihm warm — wie damals — als die erschauernde Berührung ihrer Hände das Blut in ihnen auftrieb.

Wenn er damals sich die Küsse geholt hätte, die sie jetzt dem Max schickt . . . Zum Donnerwetter! liebt sie ihn denn? Wär er heut vielleicht nicht der Ausgelachte?

„Unteroffizier Schmetter!“

Er schreckte auf, seine Hand suchte nach dem Revolver. Da sah er seinen Kompagnieführer hinter sich, der ihm beruhigend zuwinkte. Herrgott, man ist schnell mit der Hand an der Waffe da draußen.

„Schon von Ablösung zurück?“

„Gestatten Herr Hauptmann, noch nicht abgegangen. Es sind noch fünf Minuten.“

„Wer beobachtet zur Zeit auf der Kanzel?“

„Offizierstellvertreter Stein —“

„So so — Gebrüder Stein? Wohl der Älteste aus der Weinfirma.“

„Gestatten Herr Hauptmann, Senior ist der Pitt Stein, der drunten im Labyrinth bei Neuville liegt.“

„Halt ja — Labyrinth. Unser Bataillon ist nach dem Labyrinth abkommandiert. Nach der Ablösung melden Sie sich bei mir. Sie müssen mit wichtigen Nachrichten voraus.“

Nickte ihm zu, ging eiligst davon. Die Mannschaft sah ihm nach.

„Wenn do nur nich wat in Appropo is!“ meint Musketier Brink, nimmt einen Schluck aus der Feldflasche, „da, Leppfe, reich de Bulle weiter.“

„Futsch — n'a plus,“ sagte Leppfe, trank aus, „haste vielleicht ooch Zigarette?“

„Doch n'a plus, allens n'a plus.“

Eine Ordonnanz des Bataillonsstabes kletterte den Hang herauf. Gleich darauf die Zugführer eiligst zu ihrer Mannschaft. Der Befehl schwirrte: 11.20 marschbereit.

„Nu haste den Appropo, Brinkemann!“

Klatzschende Schritte über den stäubenden Kalkstein. Die Ablösung nach der Kanzel.

Den Hang entlang läuft der breite Graben mit den Unterständen und biegt ab in eine steil auf die Straße nach dem noch vom Feind besetzten Dorf Ablain abfallende Böschung.

Über diese Böschung quer hinüber muß die Ablösung, dann über die hohe Kante des Wiesenkamms nach einem Felsvorsprung, der auf einen Steinbruch vorstößt.

Dort in der Pappel ist der Beobachtungsposten der „Kanzel“ untergebracht. Nur noch eine ragende Pappel. Die übrigen zusammengeschossen. Die Stümpfe rauchschwarz verschwelt.

„Halt! Werda?“

Aus dem Gestrüpp heraus sprang der Posten.

„Hier Unteroffizier Schmetter vom II. Bataillon mit Ablösung.“

„Hier Posten 3, ein Telephonist und ein Mann Beobachter.“

„Servus, Marxsteinchen!“ winkte Schmetter mit der Karte zu diesem hinauf, der hoch in der Pappel festgebunden saß und sein Glas richtete.

„Einen Augenblick! Ich hab's bald!“ rief der herunter.

„Was will er denn noch haben?“ fragte Hans Arnold, „er hat uns doch schon drei feindliche Batterien zum Schweigen gebracht.“ Und leise der Telephonist:

„Er hat aber noch nicht den Beobachtungsposten drüben rausgefunden. Sie funken uns mit tödlicher Sicherheit in die Stellungen, obschon die prima gegen Fliegerlicht abgedeckt sind.“

„Aber wir wissen ja, was der Alte bei unserm Einrücken auf die Lorettöhöhe gesagt hat.“

„Ja, das Regiment hält die Kanzel!“

„Also da werden noch Späne fliegen.“

Ffft . . . . blüht es drüben von der Höhe her auf, ein starr und grellblendendes Licht. Leuchtkugel.

„Hinwerfen!“

Wie umgeblasen die Männer, langhingestreckt am Boden. Über die tote Flur geistert die grüne grausame Helle. Jetzt wird's wieder losbrüllen — ja! — Hört man's —? Das gräßliche Huuwitt beim Einschlagen der Granaten. Bumm! Surr! Bisch! flogen die schwelenden Sprengstücke umher. Rauchschwaden und Schwefel. Der Kasten mit den Elementen polterte in den Graben. Dem Telephonisten schlug der Hörlöffel wider die Zähne.

„Jetzt runter von der Pappel!“ schrie Hans Arnold.

„Das geht auf die Kanzel!“ schrie Marxsteinchen, suchte die Strickleiter, die den Stamm hinunterführte, zu erreichen.

Drüben wieder Rauchwolke — Granate geht hoch — —

Huuuwitt! — — die Männer liefen — der Boden frachte — langhin fallen sie, halb betäubt — Teufel! was ist das? Qualm — mörderisches Getöse — haushochschwebende Wolke . . . . . Und in dieser versank die Pappel . . . . .

Dann Stille.

Der Rauch zerfloß in der Nachtlust. Die Pappel . . wo? wo? . . . umgeknickt wie ein Spazierstock, das weiße Holz klappte wie eine Wunde . . . Marsteinchen! . . . . .

„Hier liegt er,“ sprach schreckheiser der Telephonist. Eine zerstückelte Masse, der Kopf weggerissen, eine Lache Blut . . .

„Marsteinchen!“ sagte wirr, fast bittend Hans Arnold, als könne er ihn durch gute Worte zum Aufstehen veranlassen. Der Telephonist riß ihn weg. Da lief er, wie toll lief er, quer über die Böschung zurück, und den Gang entlang und auf den Unterstand zu, wo das lächelnde Jesukind auf der Madonnenhand in der Nische saß und wo Otto Stein noch Dienst am Fernsprecher hatte.

Die Mannschaft sammelte sich schon marschfertig, schnallte Tornister um, Gewehr bei Fuß. — Was gibts? Was los? Bringt man da was? — In einer Beltbahn angeschleppt einen Haufen Mensch.

In den Unterstand hinein spricht Hans Arnold stockend und möchte es schonend sagen und sagt nur:

„Otto, komm doch mal . . . man hat ihn . . eine Granate hat ihn . . sie bringen ihn da . .“

Otto Stein steht vom Apparat auf, langsam, als seien ihm die Beine steif, stößt zwei, drei Worte in weinenden Schreien aus:

„Warum grad der Mar, der Mar?“

Da rasselte aber schon wieder der Fernsprecher. Er springt an den Apparat zurück, und mit schluchzender Stimme:

„Hier II. Bataillon!“

Vom Regimentsunterstand rief der Bataillonsführer an:

„Alle Mann scharf beobachten!“

Was war das? Erwartete man einen Angriff des Feindes? Wieder das Schnarren des Apparates: „Alle Mann Schutzpäckchen bereithalten!“

„Da haben wir den Salat,“ sagte Hauptmann Blum. „Der Feind scheint uns mit Gasangriff kommen zu wollen.“ Hielt prüfend die Hand hoch. Der Wind wehte den Roten da drüben günstig. Trotzdem erhielt das II. Bataillon keine Gegenorder.

Der Adjutant eines thüringischen Bataillons, Reserveoffizier der Feldartillerie, ging mit dem Hauptmann. Er war außer sich.

„Können Sie sich einen Vers drauf machen, daß man uns das II. Bataillon aus dem Hexenkessel von Loreto wegholt?“

„Allem Anschein nach wollen die Roten in den Minen am Labyrinth durchbrechen, das heißt, wenn es nicht Scheinangriff ist, um von der wirklichen Angriffsstelle abzulenken.“

„Was heißt Angriff! Nennen Sie die Buddel in der Erde Angriff? Ist keine Schneid dahinter. Und hat sich doch auch überlebt. Minenkrieg gehört längst zum alten Blunder des Festungskampfes.“

„War aber noch im russisch-japanischen Krieg unter Böldampf. Da vor Port Arthur.“

„Verdammtter Kartoffelkrieg! Und so glauben sich die Roten bis zum Rhein durchzuwühlen!“

„Sie kommen nicht durch.“

Hart und bestimmt sagte er's, stahlhart. Und weiter keine Worte.

Da meldete sich Schmetter. Der mußte mit wichtigen Nachrichten voraus, hatte im Unterstand noch seine Sachen zusammengepackt, Otto Stein noch die Hand gedrückt. Und ging.

Herrgott, wohin ging er? . . . Dort . . . dort drüben verscharren sie den jetzt in die Erde, und da am Rhein sitzt das Mädel und schreibt zärtliche Briefe und packt Liebesgaben ein . . .

„Anne“, sagt er wirr vor sich hin. „Anne —“, und bangt und schreckt in sich zusammen vor dem, was nun in ihm heraufwühlt. . . Herrgott, was geht ihn das Mädel an, das nun um einen andern trauern wird?! . . . May . . . armer Kerl . . . heut dir, morgen mir. Na egal. Zähne zusammenbeißen!

Er schurft die Böschung hinunter, schleicht durchs Gestrüpp, das immer dichter bis zum Hohlweg zusammenbrängt. Dort die gefürchtete Artilleriemulde, die sich an den Barrikadenweg angeschlossen. Quer durch die Mulde lief der feindliche Drahtverhau. Also Vorsicht.

An der steilen Muldenwand hinauf riß er sich von Strunk zu Strunk, bis die Straße, die über den Höhenkamm lief, in Sicht kam.

Die Straße führte von Lens her und lief auf dem in Sicht kommenden Höhenkamm etwa zweihundert Meter parallel der feindlichen Schützenlinie.

Diese Strecke mußten die deutschen Kraftwagen, die die Verbindung zwischen dem Verpflegungszentrum und der Front aufrecht hielten, durchfahren, ausgesetzt dem Feuer der Franzosen. Da sie auf der Rückfahrt leer fuhren, nahmen sie Verwundete mit.

Schmetter wollte versuchen, von einem der Kraftwagen mitgenommen zu werden, um desto schneller auf die Landstraße nach Vimy und weiter auf das Labyrinth zu gelangen. Es glückte, und noch vor Mitternacht erreichte er den Laufgang, der ihn ins Gewirr der Gänge, Stollen und Schlupfschächte des Labyrinths und zu Pionierleutnant Birk brachte.

Schmetter sollte im Labyrinth eine Abteilung mit Maschinengewehr übernehmen. Die Mappe, die er überbrachte, wurde durch Ordonnanz dem Labyrinthkommandanten weitergegeben.

„Ich will Sie zunächst über das Gelände aufklären“, sagte Leutnant Birk zu Schmetter, strichelte mit dem Stift über die Generalstabskarte hin, zog die Linie weiter von Loretto her über das Dreieck der gefährlichen Dörfer Souchez-Carency-Neuville, dort nicht zweihundert Meter vom Dorf der Friedhof.

„Um diesen Friedhof dreht sich die ganze Biesterei. Er ist vollständig vom Feind unterhöhlt. Wenn also da mal die Minen hochgehen, kann das 'ne nette Bescherung werden. Pfui Deibel! nicht mal den Toten Ruhe.“

„Die Lebenden haben auch keine, Herr Leutnant.“

Ein Melder traf ein, reichte Pionierleutnant Birk einen Zettel:

„Um 3.10 Uhr früh muß Ihre Mine hochgehen und der Trichter ausgesprengt sein. Danach Mine 2.“

Hpt. Hartmann.

Birk sah nach der Uhr. Es war 2.20. Unter gewöhnlichen Umständen baut man die Ladung in eineinhalb

Stunden ein. Jetzt bleibt knapp eine Stunde. Ob's geht oder nicht, es muß eben gehen.

In langer Kette die Mannschaften in den Stollen hinein, von Hand zu Hand gingen die schweren Sprengkisten. Alles, was frei war, mußte sich einreihen. Auch Schmetter half. Fieberhafte Eile, stumme zähe Arbeit. Es muß gehen! Eiserner Gesichter, sehnige Fäuste.

Die Ventilatoren sind andauernd in Bewegung, um Frischluft in den Stollen einzulassen.

Unruhig sieht Leutnant Virk nach der Uhr.

2.38.

Sein Ruf feuert an. Keuchende atemäczende Arbeit. Es muß gehen, muß!

Die Pulverkammer ist ausgehoben und gepackt. Pioniersoldaten strecken bereits die elektrische Leitung. Sprengkapseln werden in Ladung gebracht und mit der Leitung verbunden.

Eile, Eile . . . So — fertig. Nun die Pulverkammer durch Holzverriegelung abdämmen. Dahinter festgepackt eine Sandsacklage, dann wieder Holz und wieder Sand. Auch das fertig — so — los — nun kann die Mine nicht nach rückwärts ausblasen.

2.59.

Alle Mann aus dem Stollen. Hans Arnold rennt zum Vordergraben zurück, um seine Leute um das Maschinengewehr zu sammeln.

Die Batterie verlegte ihr Feuer mehr nach vorwärts, um den Sturmtruppen Raum zu geben.

Drunten am Zündapparat Pionierleutnant Virk. Uhr in der Hand. Zählt.



3.8.

Jetzt zählt er laut die Sekunden:

. . . dreifünf — .. vierfünf — .. fünffünf — .. sechs,  
sieben, achtfünf . . . . — neun . . . .

60!

Eine Handbewegung — — —

Dumpsprallender Donner. Die Erde berstet, bebt, dröhnt.

Eine haus hohe schwarze, rußige Rauchwolke, teilt sich, stößt in zwei schwefelnden Säulen zum Horizont hinauf, ein Feuerwirbel von knatternden Geschossen, glühenden Sprengstücken, stäubender Asche.

Der Trichter ist in die qualmende Erde gerissen. Und während droben Schmetter im Sturm lauf das Maschinengewehr in Stellung bringt, läßt drunten im Stollen Birk durch die Sprengung hindurch einen Schlupfgang in den Trichter bohren.

Die Verbindung ist hergestellt, es können weitere Sturmtruppen in den Trichter geschafft werden, um von dort aus durch den feindlichen Drahtverhau zu setzen.

Als Birk durch den Schlupfgang in den Trichter eindringt, ist das Maschinengewehr bereits in Stellung gebracht, die Wache auf Posten. Die übrigen sitzen stumm wartend drunten im Trichter. Die Zeit bis zum Augenblick, wo an der großen Bohrung die Mine hochgehen und der Sturmangriff losbrechen soll, wird zur Ewigkeit. Man darf nicht rauchen, döst vor sich hin, wartet, wartet. „All schon widder so 'n Schusterböck!“ knurrt einer, als eine französische Wurfmine unweit einschlägt.

Birk sieht seinen Unteroffizier auf einem Schlackenhaufen sitzen und — einen Faden in die Nadel einzwirkeln, einen

gelben Faden, um das an den Knien durchgeschürfte Loch in der Hose zu stopfen. Ob's dem Kerl wirklich so pomadig nach innen war?

Birk sah auf den gelben Faden.

„Besser sieht's auch jetzt nicht aus.“

„Aber doch besser als mit defolletierten Knien nach Paris.“

„Na, dann warten Sie damit, bis Sie in Paris sind.“

Wir haben hier noch für Sie zu tun. Kommen Sie.“

Schmetter sah zu ihm auf. Birks Gesicht war toterust.

„Ach so!“ murmelte er, wickelte sein Nähzeug ein, stand auf und ging Birk nach bis an den Rand des Trichters.

Birk drehte sich nach ihm um.

„Es wär hier was zu wagen — auch das Leben.“

„Wir wagen hier immer das Leben.“

„Und — sind bereit?“

„Meine Antwort wissen Sie.“

Birk hob den Kopf soweit, daß er über den Rand hinwegsehen konnte. In den verblässenden Mondschein schwelte das fahle Gewölk des Morgendämmerers.

Auch Mine 2 mußte jetzt nach Verabredung hochgehen. Danach mußte die Besatzung aus dem Trichter heraus und durch den feindlichen Drahtverhau in den Franzosengraben, um von der Flanke anzugreifen.

Dazu mußte aber eine Gasse durch den feindlichen Verhau freigelegt werden.

Wer aber mochte das jetzt noch wagen? Die Mine 2 konnte jeden Augenblick hochgehen, konnte aber auch noch an die zehn Minuten sich hinziehen. Bevor sich eine Ordonnanz zu Hauptmann Hartmann hinüberarbeiten und um Verzögerung ersuchen konnte, war die Mine vielleicht schon im Zünden.

Da nahm Birk schnell die Drahtschere, reichte sie Schmetter:

„Wollen Sie den Drahtverhau durchschneiden?“

Schmetter langte stumm nach der Schere. Birk drückte ihm die Hand, half ihm, den Trichterrand zu erklettern, und, auf dem Bauch liegend, schurfte Schmetter über den von Geschossen zerwühlten Boden hin auf den Drahtverhau zu.

Er sagte sich, daß er nun wohl der Minenstelle so nahe sei, daß die aufgewühlte Erde ihn erschlagen könnte. Er sagte sich das, wie man über eine Gefahr sich klar werden muß, um nicht kopflos zu handeln. Aber sein Herz schlug rasend.

Er kroch weiter. Pochte der Boden unter ihm? Oder war's sein Herzschlag? Oder nur die Einbildung? Es schien ihm, als kriechte er über ein ungeheures Hammerwerk hinweg. Unsinn! — Aber — Herrgott! Ja! . . . der Boden schien mit ihm hochzugehen.

Heiß quoll's ihm in den Kopf, in die Ohren, in die Augen — noch etwa fünf Meter und er ist am Verhau. Wenn's also die fünf Meter lang drunten noch ruhig bleibt, ist's gemacht. Herrgott im Himmel . . . noch drei Meter . . . noch einen . . . jetzt . . . die Drähte klirren. Was hängt da im Draht fest? Ein toter Franzose, der gekrampften Faust entfällt die Trompete . . . noch vom letzten Sturm her. Wüst liegt er da, das Gesicht in den Drahtspitzen. Wenn die Zeit nicht so höllisch kurz wär, würde er ihn dort herausholen. Ja, Donnerwetter, so was tut man auch dem toten Feind.

Vorsicht! Die Drähte klirren beim Durchschneiden an das Metall der Trompete. Es könnte den Feind aufmerksam machen. Also die Trompete aus dem Verhau

weggeschoben — so. Und nun weiter in den Draht. Es knippte, es sprang. Nur noch einige Fuß weiter.

Da pfiß vom Trichter her, pfiß zweimal kurz und dringend. Jetzt war's Zeit. Zurück! Wieder der leise kurze Pfiß . . . Herrgott, es wird doch nicht. . . . Er schob sich rückwärts, die Trompete geriet zwischen seine Füße, er trat aus, schleuderte sie zurück. Es klirrte. Vom Feind her ein Geräusch, ein Schuß, und dann prasselndes Gewehrfeuer.

Schmetter legte sich lang hin. Da wieder der Pfiß, schrill und dringend. Sein Atem ging rasselnd. Zurück! Koste es, was es wolle.

Im feindlichen Graben laufen sie zusammen, man hört deutlich die fieberhafte Erregung. Ein wahnsinniger Gedanke: Wenn die da drüben jetzt auf die Stelle zusammenströmen, wo die Mine 2 hochgeht — eine ganze Kompagnie — zwei Kompagnien —

Verrückter Gedanke, mörderisch, rasend. . . . Springt empor, faßt nach der Trompete, bläst das französische Signal: Sturm! um den Feind zur möglichst dichten Besetzung des Grabens, den die Mine 2 aussprengt, zu veranlassen. . . bläst, bläst — — — In einem Donnertosen versank der Trompetenschall. Zu einem Abgrund spaltete die Erde auf. Die Hölle schlug flammeknatternd herauf. Schwefel, Brand, Qualm, blutende Wolken.

Hinter dem glutenden Funkenrauch die deutschen Sturmtruppen. Von dem ungeheuren Luftdruck wurde Schmetter zu Boden geworfen, schlug betäubt hintenüber in den feindlichen Graben.

Mit fluchendem Geschrei fielen die Franzosen über ihn her.

## Belle-Seannette

„Boum! Boum! et Godigodinetto!  
Patapan catchou!  
Radaplan,  
Boum!“

Ein, zwei — marsch! Französische Reserven auf der Landstraße Amiens-Arras. Lange unabsehbare Kolonnen in der Dämmerung des 30. Aprils 1915.

Infanterie, zwei Detachements des 21. Armeekorps in graublauem am Vorderschoß zurückgeklappten Waffenrock, die rote Regimentsnummer aber übereht.

Ihnen folgte der Train im hellblauen Dolman mit schwarzer Verschnürung. Dann Eskadrons des 25. Jägerregiments, das aus Lunéville herübergezogen wurde, zusammen mit der 2. Dragonerbrigade, deren sämtliche Glieder mit der Lanze bewaffnet waren.

Ihre Marschlinie wurde eingedrückt durch ansprengende Kürassiere mit blitzendem, den Nacken beschirmenden Stahlhelm, herabwallendem Kopfschweif und Stahlkürass. Die schlanken Rosse in kurzem flinkem Trab.

Stürmisch grüßender Zuruf der marschierenden Truppen. Ah! Die braven Stahlreiter, die Schweifwedler, die göttlichen Schwänze! Bis zum geringsten Pioupiou herab weiß man, daß sie zur Attacke durch die Linien der Boches

bereitgestellt werden. Wenn erst die braven Bioupioug die Bresche geschlagen haben. Sah jawohl!

Uff! Die Schwüle. Es ging zum Mai. Im Juli sind sie durch und der Krieg ist zu Ende.

„— et boum et boum  
et godigodinette. . .“

Hurtig rispelt's heran, eine Abteilung Radfahrer mit ihren dünnspannigen Klapprädern. Ihnen entgegen und zwischen den marschierenden Sektionen hindurch Depeschenreiter, Ordonnanzen. Trubel und Lärm. Kraftwagen mit heulenden Hupen, eine lange Reihe, vollgepfropft mit Soldaten, die in rasendem Tempo in das Gelände auf der Heerstraße Hullych-Bermelles-Lens geschafft werden.

Sie winken aus den Wagen, brüllen Chansons, werfen leere Flaschen über die Köpfe der Marschierenden. Ein lachendes lärmendes Bombardement hin und her. Die Reihen kommen in Unordnung. — Sacredieu! Der Kapitän wollte in die Affäre dreinfahren, zog es aber vor, nichts zu sehen.

„Gottverflucht!“ schrie aber der Korporal Zéphirin Penasse, „wenn ihr durch eine Flasche an den Kopf den Helbentod sterben wollt, dann wartet wenigstens bis zum Schützengraben, tonnerre!“

Sie lachten. Er hatte recht, der kleine Korporal, er hatte sehr recht, er redet wie ein schlecht geschriebenes Buch, der kleine Korporal, Gott verdamme ihn! Aber er ist ein guter, alter Knabe.

Halt! Aus Straßenstaub und Abenddämmer taucht ein Gehöft auf. Mit klirrenden Schritten geht's über einen Bahnübergang und zu kurzer Rast nach der Meierei.

Die Meierei liegt schon im Kampfgebiet. Die Besitzer sind fortgewiesen und Militär verwaltet den Betrieb. Die Mannschaften stürmen auf das Tor zu. Milch wollen sie, Milch! Man dürstet wie eine Ratte. Am Tor ein Plakat: Nur für Offiziere.

Ei was, gottverdammte! Soll der brave pioupiou Regenwasser saufen?

Der Kapitän ist abgefessen, kommt zu den Murrenden.

„Meine Freunde“, sagt er, „meine Freunde, schreit euch doch nicht die Kehlen heiß um Milch. Ich mache mir durchaus nichts aus Milch, ich ziehe nach einem scharfen Ritt unbedingt frisches klares Wasser vor.“

„Mon capiston“, sagt da ein gelbtragiger Jäger in seiner Mundart, „mon capiston, dann geben Sie mir Ihre Milch und Sie erhalten mein Wasser.“

Ein Major und ein Leutnant kommen noch auf das Tor zu. Mit diesen verschwindet der Kapitän. Parbleu! Diese Leute sind immer mit ihrem klappernden Schnabel voran. Sie kommen aus den Kasernen der Provinz, man hat sie noch nicht in der Hand.

Aber der Lärm vor dem Tor dauert an.

„En route!“, brüllt der Korporal.

Was, wie en route! Man hat leere Gedärme, man kann sie nicht mit Wasser stopfen.

„En avant la musique!“ brüllt wieder der Korporal.

Die Trommeln wirbeln, die Clairons schmettern, marchez, marchez, eins, zwei, die Himmelbammelmusik peitscht in die Beine, die „batterie de cuisine“, wie sie der Franzose nennt.

Der Major und der „Capiston“, der bei der Mann-

schaft beliebte Hauptmann, reiten voran, lassen ihre Kofse kapriolieren. Hinter ihnen her fliegen Wize. Oh, ja ja! Diese Hopsareiter haben es gut, die brauchen nicht mit Sack und Pack meilenweit hinter den Pferdeschwänzen her-zulaufen.

Major und Hauptmann gehen gradeaus und räuchen ihre Zigaretten. Man braucht nicht immer auf das zu hören, was hinterm Rücken gesagt wird.

Noch eine Stunde Marsch bis zum Schloßchen, dem Châtelet, dann wird für die Nacht Rast gemacht und man erwartet den weitem Abschub nach den vordern Gräben.

Aus dem Abenddämmer sprengen zwei Reiter vom Wald-rand her. Der Colonel aus dem Châtelet mit seinem Adjutanten. Der famose Colo! Er wird sich natürlich an die Spitze der einrückenden Truppen setzen und den Dekor eines siegreichen Einzugs um sich verbreiten. Oh nun — vielleicht lüpfst dann jemand die Vorhänge des Châtelet — vielleicht eine schlanke weiße Hand. . . Die Offiziere wechseln Blicke, lächelnde Blicke. Der famose Colo!

Als er aus Paris wegging, trauerte die halbe Welt um ihn.

„Die Demimonde“, unterstrich der Capiston den über Colo laufenden Witz von Paris.

„Ah, salut! salut!“ Der Colo sprengte an, riß seinen Fuchs zurück, daß er aufbäumte und mit graziös ausschlagenden Vorderhufen niederging. Wie ein in Aquarell gemaltes Reiterstandbild. An der Kandare baumelte der nach der Regimentsfarbe blaurote Schweif. An der Scha-bracke die fünf goldenen Schnüre und in der Ecke das Adelsmonogramm: Nestor de Jeansfort.



In Paris erzählte man sich, daß sein Vater sich den Adel einfach „beigelegt“ hat. Aber wenn er das Geld und die Frechheit dazu hat, regt sich in Paris niemand darüber auf.

Der Oberst ließ Halt machen, er wollte reden, seine Ansprachen waren berühmt, er redete wie einer von der Akademie. Er wußte es, man sagte es ihm, es reizte ihn zu immer höherem Schwung.

Der Capiston raunte dem schwächtigen Fähnrich Jules Barbotte, der das Glück hatte, einen Deputierten aus dem Süden zum Vater zu haben, zu:

„Wenn die Blase sich weiter aufbläht, platzt sie.“

Also was redet der famose Colo?

Er begrüßte sie zunächst mit einem Ausspruch des großen Korfen:

„Chaque soldat porte dans son sac le baton de maréchal.“ Und fuhr dann fort:

„Unser Sieg ist nicht mehr eine Hypothese, eine Wahrscheinlichkeit, sondern eine volle Gewißheit. Die deutsche Westfront ist nur mehr eine Fassade. Warum zögern sie, uns anzugreifen? Wir erwarten sie sehnlichst, mögen sie kommen und sich ihre letzten Aussichten auf eine Verzögerung ihrer Niederlage verschmerzen. Aber nein, meine Freunde, nicht mehr länger warten wollen wir. Wir würden uns erniedrigen, auf einen Gegner zu warten, der nur mehr in einer Eierschale feststeht. Wir beginnen jetzt den unbesiegbaren Vorstoß! Die große Stunde naht! Der Sieg ist unser! Diese Deutschen werden unter unsern Schlägen fallen wie Getreide unter der Sichel des Mähers...“

Sie lassen ihn nicht mehr aussprechen, sie umdrängen

ihn, sie küssen den Hals seines Pferdes. Ha vive! Ist er nicht ein prächtiger Colo?! ein tapferer Colo!, dem man am Rhein ein Reiterstandbild errichten wird! En avant la musique! Bumm! Marsch!

In leichten schwingvollen Schritten marschieren sie zu dem aufreizenden Rhythmus des Sambre et Meuse Marsches. Die Welt gehört ihnen. Sie werden die Karte Europas umkrempleln.

L'Europe future de demain: Das linke Rheinufer wird zwischen Frankreich und Belgien aufgeteilt. Auf dem rechten Rheinufer soll eine hundert Kilometer breite neutrale Zone errichtet werden, deren Verwaltung unter französischer Aufsicht steht. Ein Deutsches Reich gibt es nicht mehr, sondern sechs selbständige Staaten, von denen das dreimal verdamnte Preußen der kleinere ist.

Vae victis! Bumm!

Mit trippelnden Gäulchen die Offiziere voran.

„Haben Sie die Kisten mit den Kleinigkeiten für die Fête unserer charmanten Herzogin, mein Lieber?“ fragte der Oberst den Hauptmann. In seinem schmalen, bräunlichen Gesicht zuckten die schwarzen Striche der Augenbrauen und der noch schwärzere des Schnurrbärtchens. Aber in seinem Kopshaar schon das graue Gesprenkel. Ein erwartungsvolles Lächeln um seine dicken genußsüchtigen Lippen, die um das Nagetiergebiß spannten. Auch der Hauptmann lächelte. Nur um die Augen. Marberaugen, die am Boden suchten, und die man sehr interessant fand.

„Ob ich die Kisten habe, mon colonel! Ich werde mich hüten, auf der entzückend kleinen Stirn unserer gentilen Herzogin irgendwelche Falten hervorzurufen, die sie mit

dem Saugpfropfen wieder wegschaffen muß. Ich habe die Kisten mit Wein, Gebäck, Büchsen, Draperien und so weiter und so weiter in den Trainwagen im Stroh unterbringen lassen.“

„Aber das Eis, mein Lieber, das Eis, bitte!“

„— war in den Nestern hier herum nirgends mehr aufzutreiben, ich habe also ein Auto nach Paris geschickt.“

„Oh bravo! Habe ich auch gemacht. Die lila Orchideen und der Flieder zum Diner, wissen Sie — so was muß man doch von Paris herholen lassen. Also ich habe auch Autos geschickt. Ist ja schließlich ein patriotisches Fest. Die Idee unserer Herzogin, wie? Das ganze Essen, gleichsam noch kochend, von Paris kommen zu lassen. Die Köche kommen mit. Madame hat eine fabelhafte Phantasie lukullischer Empfindsamkeit. Sechs verschiedene Hors d'oeuvres ohne die kleinen Entrees, Turteltauben am Rost, getrüffelte Boullarden.“

„Hören Sie auf, ich sterbe vor Gier!“

„Ja, ja, nicht wahr? Und dann der entzückende Einfall, diese Fête in unserer Höhlenstadt zu feiern“ — er legte flüsternd die Hand um den Mund — „unter dem Friedhof.“

„Das allerdings wird den Appetit auf die Boullarden erhöhen.“

„Nun also, was sagen Sie zu unserer charmanten Herzogin?“

„Daß man sie nicht mehr wiedererkennt — unsere kleine Bäuerin von Loretto.“

Der Oberst sah befremdet auf und dann kalt über den Hauptmann hinweg.

„Man muß gewisse Dinge vergessen, mein Freund.“

„Ganz recht, mon colonel.“

Der Oberst ritt an die Spitze zurück. Der Hauptmann sah ihm mit halb geschlossenen Augen nach, er lächelte noch.

„Die Spinne hat ihn im Garn, den Colo“, sagte der Fähnrich mit dem Augenzwinkern des Weltmannes.

„Mein Herr, Sie haben mehr Ohren, als Sie verantworten können.“ Wandte sich im Sattel: „Caporal Penasse!“ Seine Befehle klangen wie schifanierende Bossheiten. Er verzog keine Miene, nur die Marderaugen blitzten.

Da sprang der kleine Korporal neben dem Pferd seines Kapistron her, mit lauschend erhobenem Gesicht, um Mund und Kinn den schwarzen Zottelbart, die Wangen glattrasiert.

In das Dröhnen der Clairons schnarrte es ihm der Hauptmann zu:

„Sie wissen, daß die drei ersten Sektionen während der Nacht in den vorderen Graben, Abschnitt Roclincourt-Ecurie, zur Ablösung einrücken müssen. Sorgen Sie, daß die Leute vorher ausgiebige Ration erhalten, compris? Und pro Kopf einen Quart Wein. Soll nicht nur gebucht, sondern auch verabfolgt werden. Sie bürgen mir dafür, compris?“

„Bien, mon capitaine!“

„Und da sind beim Train ein paar Kisten, die lassen Sie vorsichtig — hören Sie? — vorsichtig herholen.“

„Weiß schon, mon capis — cap'taine, in die Munitionshöhle am Labyrinth.“

„Dummkopf! In die Küche von Belle-Jeannette.“

Sie waren nun mitten im Wald. Die Dependance des Schloßchens ragte dort mit steilem Dach auf.

Eine Ordonnanz sprengte den Truppen entgegen, meldete dem Oberst, Batterie 15, Abschnitt westlich der Scarpe, rufe andauernd nach der zugesagten Munition an.

Der Oberst steifte den dünnen Kopf in den Rocktragen, und sehr gebieterisch:

„Zum Teufel, dann schickt sie doch!“

Die Ordonnanz wollte nicht mit der Sprache heraus, aber schließlich muß eine Ordonnanz sagen, was ihr aufgetragen ist. Mon colonel habe ja die Frachtautos nach Paris beordert.

Der Oberst bekam einen roten Kopf.

„Imbécile! — Caporal, notieren Sie mir doch mal diesen Mann da. Hat man je so was gehört? Die Batterie soll warten, bis man von Paris zurück ist! Der Mann spricht wie ein Feldmarschall. Ich werde ihn bitten, mein Pferd zu besteigen und Colonel zu spielen, sacre-dieu!“ Redete sich in furchtbaren Born und so, wie man eine Verlegenheit entsetzlich totredet. Wandte sich zu dem Hauptmann zurück:

„Übrigens — Batterie 15 hat wohl den Kopf verloren. Wir können doch fünf Schuß gegen einen der Deutschen ausspielen.“

„Ganz recht, mon colonel.“

Dieses verdamnte „Ganz recht!“ So unterwürfig es klang, so aufrührerisch war's. Teufel! wird er die Chauffeure, die ihm so lange in Paris blieben, anhauchen, daß ihnen die Nase ins Gehirn zurückfriedt. Oder ob der blödsinnige Hammel von der Akademie, Henry Coq, der mit den Autos kommen sollte, sich wieder verzögerte?

„Aaah!“ schallte es in entzücktem Behagen durch die Kolonnenreihen. „Aaah!“ Ein Türmchen im Abenddämmer,

ein rauchender Schornstein, ein steiles ornamentiertes Dach. Das Châtelet. Ah, Belle-Jeannette! Belle-Jeannette et boum et boum et godigodinette! Halte-là! Der Train marschirt rechts ab in die Dependance im Wald, lagert dort. Die Jäger beziehen den Schloßpark.

Aus den schleiernden Schatten ragen die weißen Mauern des Landsitzes auf. Ein Zufluß der Scarpe umzieht ihn in einem Halbhogen und umspült dicht die Grundmauern des Westflügels. Eine breite, mit Eichenschwellen gebielte Brücke führt zum Portal. Die ganze Vorderseite des Schlosses entlang ein breit ausladender Altan. Die Flügeltür geöffnet, strahlendes Licht.

Die Brücke ist von den Pioupiou belagert. Sie hängen müd und schlaff über dem Geländer, starren in die träg dahingurgelnde Flut. In phantastischen Bildern spiegelt sich der Abendhimmel darin. Am Brückenkopf ragt eine übermooste Figur. Es könnte ebensogut Sankt Nepomuk wie Johannes der Täufer sein. Das Volk aber sagt, daß es eine weibliche Figur sei, und nennt sie Belle-Jeannette. Dieser Name ging dann auf den ganzen Landsitz über. Die Herzogin von Aiguillon hatte ihn bei Kriegsausbruch gepachtet und hinter der Front eine Ambulanz eingerichtet.

„A la soupe!“ schmettern die Clairons. Die Pioupiou rücken mit ihrer Gamelle an, sammeln sich an der Brücke. Eine Ordonnanz kündigt an, daß die Herzogin auf jeden von ihnen einen Quart Wein spendiere. Ah, Salut, Madame! Also her mit dem Kräzer! Piquette nennen sie ihn. Georgette hilft der Ordonnanz den Wein in Eimern anschleppen.

Da schnarrte der Befehl: Brücke räumen! — Von der Landstraße her brummende Autohupen. Vier Kraftwagen hintereinander jagen über die Brücke. Der letzte mit herabgelassenen Vorhängen und erleuchtet. Hat man den Vorhang gelüpf? Wer sah die Herzogin? . . . Vorüber und mit dumpfem Prall über die Brückendielen.

Georgette ist wie eine Klapperschlange zwischen den Bioupioux, will wissen, wann endlich die dreimal verdammten Boches an den Rhein zurückgeworfen werden, damit sie mit Madame nach Paris zurück kann. Hyacinth erzählt, daß die Boches miserabel schießen — habe der kleine Fähnrich gesagt.

„Er zielt nicht, der deutsche Soldat, er stemmt das Gewehr in die Seite und drückt ab. Natürlich schießt er dann zu hoch.“

„Aber er hat eine furchtbare Waffe, der Boche,“ ruft Marcel, „an der stumpfen Seite ist's wie eine Säge gezackt, damit es schreckliche Wunden reißt.“

Flucht, springt auf Georgette zu. Ah, diese Georgette! Charmante Georgette! Kanaille! Lebhaftes Händeklatschen setzt ein, pflanzt sich von Gruppe zu Gruppe fort, tiefer in den Park hinein, wo sie um die Wachtfeuer und dampfenden Kessel sitzen. Die Glut faucht auf, die zuckenden Flammen, der ganze Park in rotschwelender Lichtflut. Wiehernde Pferde, starrende Kanonenrohre, der verlorene Schall provenzalischer Sänge.

Jemand kneift Georgette in den Arm:

„Mademoiselle, es ist Zeit zum filieren, sonst kann ich für nichts mehr bürgen.“

Der kleine Korporal steht hinter ihr. Sie lachte ihn über die Schulter zurück an.

„Wofür will der Caporal nicht mehr bürgen?“

Er zupfte sie am Ohr, wollte artig sein und wurde grob.

„Für Ihre holde — Unverdorbenheit, Mademoiselle.“

Sie nahm's ihm nicht übel, sie schlug ihm bloß auf die Finger. An zarten Eindeutigkeiten zerbricht die französische Zunge nicht.

„Fistou!“ sagte sie und wollte gehen. Da hielt er sie noch.

„Ist es Ihre Herzogin, die hier im Châtelet eine Ambulanz eingerichtet hat?“

„Haben Sie etwas dagegen?“

Er richtete seine gewalttätig funkelnden Augen auf die erleuchtete Fensterreihe des Altars.

„Der frühere Besitzer war doch Monsieur Barbocheux.“

„Guter Gott, ich dachte schon Sie“, lachte sie leichtsinnig.

Argerlich schnaufte er's heraus:

„Ich stamme hier aus der Gegend, wissen Sie, Mademoiselle, ich kenne hier jeden Hundestall.“

„Ei jei jei! wird das aber Madame interessieren! Madame stammt auch hier aus der Gegend. Ich werde also der Herzogin d'Aligillon ein Kompliment von ihrem Landsmann, dem kleinen Caporal, ausrichten.“ Knigte und ging.

„Mademoiselle!“ rief er ihr nach, „ich pfeife auf Ihre Herzogin!“

Sie wandte sich um, verzog ihr Gesicht.

„Oh! Sie sind ein bißchen grob, Monsieur, Sie sind wohl ein Sozi?“



„Ich bin Soldat der Republique, Mademoiselle!“ ließ sie stehen und trat in den Park zurück. Sie schnippte die Lippen auf, lachte laut hinter ihm her. Ah! so ein kleiner Narr. — Eh nun, man hatte gleich ein paar Neuigkeiten für Madame. Madame hörte gern etwas Klatsch.

Drunten machte ein Trupp sich auf, um ins Dorf zu gehen. Es war zwar verboten, aber wozu wären Verbote da, wenn man sie nicht übertritt! Und der Wein glüht im Blut. Zu langer Rote in den Arm gehenkt zieht johlend die Soldateska los, dringt in die Dorfhäuser ein, sacredieu! sie suchen nach Spionen, jawohl sacredieu! In die Keller, suchen nach Schnaps und Wein. In die Kammern der Frauen. Die alten Weiber treiben sie hinaus. Tumult im Dorf. Ein Greis schleppt sich nach Belle-Seannette, macht weinend Meldung davon. Da schwanken sie schon in langen Reihen wieder zurück. Der Korporal geht ihnen aus dem Wege. „Denen da lag jetzt nichts daran, morgen vor ein Kriegsgericht zu kommen. Sie sehen im lohenden Schein der Wachtfeuer die Ablösung von der Front, stumpf und schweigsam hockende Gestalten.

Die Trunkenen fallen mit Umarmung und Bruderkuß über sie her.

Ha Tonnerre! Wieviel Boches sie krikassiert haben? Und sie schießen ja miserabel, die Boches! Und ob noch sovieler Überläufer sind? Und wann die Turkos Unter den Linden einziehen?

Da heben die von der Front ihre starren Gesichter und sehen irr und wirr um sich in den lärmenden Knäuel. Was reden diese da?

Da schreit Hyacinth ihnen zu: „Deutschland ist nur mehr

Der Gefangene von Belle-Seannette.

durch eine Eierschale geschützt! Wir drücken den Finger drauf und buff! stoßen wir bis zum Rheine durch.“

Da schreit Marcel ihnen zu: „Ihr wißt doch, wir machen jetzt die große Offensive, wir werden kaum etwas dabei zutun haben, die Artillerie schießt uns das Gelände frei, und wir gehen vor, überfallen die zerschmetterten Boche...“

Ein heiseres hustendes Lachen aus der Gruppe der Hockenden. Und lacht und lacht, und über die fahlen verschmutzten Gesichter der übrigen, die nicht laut lachen können, zerrt und reißt das stille lautlose, dampfgeisternde Lachen.

Aber der da laut loslachte, sprang auf, raft sich immer mehr in sein entsetzliches Lachen hinein, schreit grell und spitz:

„Sie schießen schlecht, sie schießen schlecht... wir waren zweihundert... zu fünfzig kehren wir zurück... sie schießen schlecht, sie schießen schlecht ha ha ha ha ha... Jetzt wollen diese da durchbrechen, diese da! Die Eierschale... ha ha ha, wartet nur, bis euch an der Eierschale euer Gehirn verspritzt. Gott verdamme euch! Ihr sauft Wein! Wein sauft ihr! Wir! Wir haben Blut gesoffen!“ Er schüttelte die Fäuste gegen sie.

„Was wollt ihr da? Laßt uns in Frieden! Laßt uns schlafen! Gott verdammt! Gott verdammt!“

Warf sich hin, fluchte, fluchte. Und weinte.

„Der arme kleine Mann, der arme kleine Mann“, murrten sie mitleidig, „er hat's auf den Nerven. Gebt ihm doch Rognak.“

Man schüttelte ihn, man lachte ihm zu, eh la la! Er soll nicht weinen wie eine Maria Magdalena, singen soll er, singen. Boche, o Boche, o Boche...

Keiner von denen, die um das Wachtfeuer hocken, singt mit. Sie winken unfreundlich ab. Diese Schreier da!

Wenn sie erst mal vor dem Feind sind, wird ihnen das Maul zuflappen.

„Komm“, sagte Hyacinth zu Marcel und Marcisse, „es sind arme Kerle, sie jammern wie alte Weiber, es ist Zeit, daß wir sie da vorn ablösen.“

Marcisse gestikulirte heftig.

„Sie sollen sich schämen, sie haben sich wohl mit den Boches angefreundet. Wie kann ein Franzose sich so tief erniedrigen! Daß der Himmel sie mit Pech überschüttet! Psiui!“

„Sacredieu! Was ist denn an der Brücke los?“

„Der Colo?“

„Saframent! ja, der Colo.“

„Und der alte Reisig da bei ihm.“

„Uff! Der Alte aus dem Dorf.“

„Ui jui jui jui! Da wird uns was an der Ferse geklickt.“

Den Mantel über die Schulter geworfen, stand der Oberst auf der Brücke. Er wütete, er überschrie sich.

„Caporal!“ schrie er, „Caporal Benasse! Was ist da für Cochonnerie? Ich frage Sie, was das da für Cochonnerie ist? Wo haben Sie gesteckt, Caporal? Hatten Sie Ihr Gehirn in die Westentasche gesteckt, Caporal? Habe ich verboten, ins Dorf zu gehen oder habe ich nicht? Antwort, mein Caporal!“

„Es war verboten, mein Colonel.“

„Und diese Leute da gehen ins Dorf und benehmen sich wie die deutschen Barbaren! Ich finde keine Worte, um meine Verachtung auszudrücken. Ich habe nur eine Antwort darauf — da! da! da!“

Er hieb mit seinem Reitstöckchen auf das Brückengeländer,

hieb und hieb, daß die Splitter flogen und in seiner zornbebenden Hand nur noch die silberne Krücke zurückblieb.

„Und ich habe nur das einzige Bedauern, daß diese Balustrade hier nicht der Rücken dieser Elenden ist. — Caporal, lassen Sie die Übeltäter vortreten!“

Da trat nur Gaston mit vier anderen vor. Wohin mit ihnen! Irgendwo mollig im Schloß einsperren, wäre ihnen ja eben recht gewesen. Also was anders.

Sein Blick streifte übers Gelände zum Bach hinunter. Um den Brückenpfeiler hatte sich eine breite Schlammflache angesammelt. In dieses Schlammbad sollten die Übeltäter im Glanze ihrer neuen Uniformen sechsmal untertauchen.

„Damit sie nüchtern werden“, krächte der Oberst im höchsten Diskant. „Caporal! Sie stehen mir dafür ein, daß die Sache prompt besorgt wird.“

Wandte sich und ging in kurzen, fast wippenden Schritten ins Schloßchen zurück.

Hinter ihm her leise geknirschte Flüche. Als Gaston mit den übrigen Schwerverbrechern zum drittenmal in der stinkenden Pfütze untergetaucht war, schrie er den kleinen Korporal an, sein Patriotismus sei futsch! Und nun sei es ihm schon ganz gleich, ob morgen die Boches in Paris einzögen.

Madame ließ wie besessen die Klingel durchs Schloß rasseln. Also fix, fix, es kam Madame wirklich nicht darauf an, eine Ohrfeige — zu versprechen, wenn man sie warten ließ.

Als Georgette atemlos in das helle Licht des Altanzimmers huschte, hörte sie aus der Zwischentür schon die dünne klingende Kopfstimme der Herzogin in rasender Beredsam-

keit. Mit beiden Händen abwehrend, schlüpfte Georgette zu ihr hinein.

„Pardon Madame, es ist nichts, absolut nichts, nichts nichts! Die armen kleinen Poilus machen etwas reizenden Lärm. Die armen Hunde! Ich bin sicher, morgen werden sie totgeschossen. Mit Kousin Mathieu ging's auch so — heut besoffen, morgen tot.“

„Sind sie denn besoffen?“ rief die helle stürmische Stimme aus der Tiefe des Zimmers.

„Oh, Madame, die armen süßen Hunde, die morgen vielleicht —“

„Nein, nein, nein, Georgette, man darf unter keinen Umständen besoffen sein. Ich bin untröstlich, wenn die Poilus besoffen sind. Ich liebe das nicht, ich kann das nicht sehen.“

Über Georgettens Gesicht schnitt eine Grimasse.

„Aber es wär doch entzückend, wenn Madame mal etwas sehen wollten, was Madame bisher gewiß noch niemals gesehen.“

„Nein, Georgette, nein, es ist gemein.“

„Sehr wohl, Madame, es ist gemein. Ich werde also schließen.“

Schloß die Flügeltür nach dem Altan.

Vor dem schweren goldbrahmigen Pfeilerspiegel Louis XV. sitzt die Herzogin auf drehbarem Schemel, umbauscht von den weißen Schaumwolken ihres Frisiermantels. Um die weiten Ärmel in Fächerfalten die spannbreiten Brüsseler Spitzen. Noch die alten seltenen, bei denen auch die im Muster laufenden Rüntchen mit der Hand gearbeitet sind.

Neben dem Spiegel ein moderner Toiletentisch aus

Sibanonholz, den ihr Henry Coq von der Akademie von seinen Überseereisen mitgebracht hatte. Der gefürchtete Henry Coq, der mit seiner Feder ebensoviel Unheil anrichtet, wie Don Quichotte mit seiner Lanze. Zwar paßt dieses Tischchen nicht in den Stil des Ankleidezimmers, aber das bekümmert eine Französin nicht. Sie vervollständigt sich den Stil durch persönliche Einfälle, macht sich den Stil „warm“.

Aus dem Gefalbel der Spitzen hebt sich der blutleere überschlankte Arm von Madame mit dem Handspiegel, stellt ihn richtig ein, dreht sich, biegt sich. Madame „studiert“ ihren Kopfpuz, lächelt sich mit entzückten Augen an, vergißt im Augenblick, daß sie es selber ist. Ein Gesicht von jener eigenartigen Magerkeit, die dem Pariser gefällt. Die matte Haut von Leidenschaften durchpulst, die zu keinen Katastrophen führen. Die etwas gebogene Nase in der ironischen Linie, wie sie bei geistreichen und sehr temperamentvollen Frauen beobachtet wird.

Springt auf, wirft den Frisiermantel ab. Die Sache wird ihr langweilig. Georgette soll das Kleid bringen. Oh, la robe! Georgette bringt sie auf dem Spannholz mit entzückten Ausrufen. Der „Temps“ nannte sie in einem Leitartikel: Die Robe der patriotischsten Frau Frankreichs. Diese Robe war im Kunstgewerbemuseum Piccart ausgestellt und wird, wenn Madame sie beim Festival der Offensive getragen hat, zum Besten der Hinterbliebenen der in dem vom Feind besetzten Gebiet getöteten Personen verlost werden. Ein Kleid wie eine Brandfackel. Der Weltkrieg mit Gold und Edelstein auf Seide gestickt. Der russische Bär, der den deutschen Eber zerfleischt, der gallische

Hahn, der triumphierend kräht, Englands ringblitzende Hand, die vergiftete Pfeile schleudert, und aus der Stiefelform Italiens ein zum Tanz aufspielender Dudelsackbläser. Ebenso rief der „Temps“ die Erinnerung an den glanzvollen Namen des bretagnesischen Hochadels wach, der sich an die Erfinderin dieser neuen Mode knüpfte, an die Herzogin d'Aiguillon. Aus der Verwandtschaft Richelieus trete der Name in die Geschichte Frankreichs ein. Unter Ludwig XV. nach dem Sturze Choiseuls auf der Ministerliste. Und heute beschiere eine d'Aiguillon der Nation das Kleid der patriotischen Frau

Die Herzogin zupft an einem Taschentuch mit den Initialen Oberst de Jeanforts. Er hatte gebeten, daß sie es drei Herzschläge lang in den Busen stecke. Oh dada! Ihr Busen ist doch kein Ressort für Herrenwäsche. Wirft es Georgette zu, sie soll's mal ein bißchen an ihrem Gürtel wärmen. Und lacht, und Georgette lacht auch. Und trillert, und Georgette trillert auch. Und wenn Madame Seil tanzen würde, würde Georgette es auch.

So! Fertig — jetzt noch sehr diskret, außerordentlich diskret das violette Schleifchen in den Halsauschnitt.

„Hui dada! Wird Henry Coq sich Illusionen machen!“ rief Georgette.

„Tolle Ente, du! Warum wird Henry Coq sich Illusionen machen?“

„Wird er nicht heut zum erstenmal das violette Band des Officier d'académie tragen? Aber sicher, aber gewiß!“

„Und glaubst du, daß er es für eine Aufmerksamkeit halten wird —?“

„Um so mehr, da ja auch St. Eloi mit seinem roten Bändchen da sein wird.“

„Ei dono! Dieser Pomadien, der im Elysée frühstücken darf und der glorreichen Armee schlechte Konserven liefert. Er hat sich das rote Band gekauft — gekauft, weißt du. Ei dono! Spuck aus, Georgette, aber zum Fenster hinaus.“

„Ei jei, Madame, der kleine Caporal hat auch seinen Orden bezahlen müssen. Die Medaille militaire — 8,50 Francs — bitte.“

„Du sprichst viel von dem kleinen Caporal. Was ist dies für einer?“

„Ein Grobian, er sagt, daß er auch aus der hiesigen Gegend ist.“

„Auch?“

„Weil ja auch Madame —“

Draußen in den Gängen die Stimme des Obersten. Die Herzogin nahm in schwungvoller Bewegung noch einen Rundblick über ihr Spiegelbild, dann hatte Georgette lautlos die Tür geöffnet, und mit bewundernder Handbewegung gegen die Herzogin:

„Voilà!“

Bevor der Oberst in gleiches Entzücken ausbrechen konnte, hielt die Herzogin ein kunstvoll aus römischen Denaren gearbeitetes Halsband hoch.

„Ah, mein Freund, Sie kommen eben recht — bitte, Sie können ja so charmant mein Kollier anlegen.“

Er machte das geschickt wie eine Rose, holte sich auch gleich seinen Lohn, küßte sie auf den Nacken.

Mit reizvoller Drehung des Kopfes wandte sie sich ihm zu.



„Ich will nichts gesehen haben.“ Und wieder leicht hin plappernd: „Mit wem sprachen Sie im Korridor, mein Colo?“

„Nur eine Ordonnanz“, sagte er flüchtig. Sie sprang schon wieder ab.

„Werden die Turkos beim Fest ihre Kriegstänze machen?“

„Wenn General Poivre dafür zu haben ist, m'amie.“

„O, was könnte dieser Pfefferkrämer dagegen einwenden?“

„Er sagt, die Turkos wären da zum Kriegsführen und nicht zum Kriegtänzen.“

„Der Impertinente! Fünfundzwanzig Turkos mehr oder weniger können die patrio nicht retten. Außerdem trägt dieser Festival zur Aufmunterung der Offiziere mehr bei als seine langweiligen Armeebefehle. Haben Sie ihm übrigens sagen lassen, daß der Präsident selbst mir *carte blanche* gegeben?“

„Ich bin untröstlich, Ihnen sagen zu müssen, daß er darauf die Antwort gab, Frankreich könne wohl von einem Advokaten und Bäckergehilfen — pardon, ich gebrauche den Ausdruck unserer Poilus — repräsentiert, aber nicht verteidigt werden.“ Sie schleuderte ihm den Fächer zu Füßen.

„Das sagt Ihr alle, Ihr Militärs. Darin seid Ihr alle einig.“ Sie ließ sich den rotseidenen, mit Hermelin besetzten Abendmantel von Georgette umhängen. „Sie sprachen doch vorhin mit jemand im Korridor, wie?“

„Ich sagte Ihnen schon, m'amie, mit einer Ordonnanz, dienstliche Meldung.“

Sie tippte ihm ans Kinn.

„Wenn Sie diskret sein wollen, bin ich erst recht neugierig — also mit wem sprachen Sie, mein Colo?“

ein junger Offizier, das Gesicht verschwitz, ungewaschen. Er starrte die Herzogin an. Der Oberst, der es eilig hatte, schob ihn schon an den Beobachtungsstand.

Eine Röhre mit Rundspiegel, ähnlich dem Periskop, lief bis zur Oberfläche und warf das Geländebild auf die Platte drunten. Eintönig und ohne Interesse erläuterte der Offizier der Herzogin den Vorgang und wie sie das auf die Platte zurückgespiegelte Bild aufzufassen habe. Mitten in seine Erklärungen hinein stellte sie den Finger auf einen Punkt, rief stürmisch:

„Sehen Sie doch, sehen Sie doch — ein Turm — ja ja — meine Kapelle von Doretto — o, arme kleine Kapelle, o madonna! — nur mehr der Turm —“

„Pardon, Madame,“ sagte hinter ihr der Offizier, „das ist kein Turm, es steht kein Turm mehr. Das sind die Bappeln auf dem Felsvorsprung, den die Deutschen Kanzel nennen.“

„Die Bappeln! Aber sicher, aber ja, ich kenne sie doch!“ starrte aufgeregt auf die Platte, „es waren fünf Bappeln—“

„— sind zusammengeschoffen.“

„Nur eine —“

„Ja, eine dicht an der Felswand — sie muß fallen!“

Er unterbrach sich. Über die Platte huschte ein Aufblitzen, eine Leuchtugel stieg. Der Offizier wurde lebhafter.

„Sieht Madame — dort — dort —, die unsern schießen, aber treffen zu kurz. Der nächste Schuß muß einschlagen. Schnell, schnell, Madame! Telephonieren Sie: zwei Striche nach rechts!... So... ja ja... zweimal auf den Knopf drücken... So... fertig. . und beobachten Sie jetzt die Wirkung im Spiegel.“

Da bebte sie zurück. In dem Mundspiegel ein aufzischender Feuerball. Durch die Erde ein Kochen, Branden und Tosen. Dann verzog sich die Qualmwolke. — — Die Pappel war verschwunden.

Aus ihrem Schreck löste sich ein Freudenschrei:

„Überwältigend! Großartig! Ich habe den Baum auf meiner Lorettohöhe zerschmettert!“

Der Offizier sah sie an.

„Madame hat Menschen zerschmettert.“

„Habe ich das?“

Blickschnell stand ihr Herz still. In ihren Augen wirrte ein weißliches Licht auf. Ein nervöses Lächeln riß um ihren Mund.

„Petroleuse“, dachte der Offizier.

Da reichte sie ihm die Hand, war wieder die gentile große Dame. Man könnte vergessen, was man in ihren Augen sah. Oder man könnte sich geirrt haben.

Der Offizier begleitete sie bis zur Treppe, leuchtete mit einem Kerzenstumpf. Da sagte sie ihm noch, fast entschuldigend:

„Wissen Sie — unter diesen Pappeln habe ich als Kind Margueriten gepflückt.“

Sie raffte ihr Kleid, verschwand im flackernden Zwielicht der Treppe. Ihr roter Mantel flatterte hinter ihr her wie ein blutiggefärbtes Tuch.

Der Artillerieunterstand war ein Ausläufer der Bergwerksstollen östlich von Neuville und Friedhof. Von dort aus mußte die Herzogin per Auto zurückgebracht werden an die Einfahrt zu dem großen Bergwerk, das auf der Kriegskarte als „Labyrinth“ verzeichnet steht.

In diesem unterirdischen Lager die feindlichen Heere, oft Stollen an Stollen. Sie hören sich wühlen, sie belauern sich, sie sprengen sich in Atome. Teilweise laufen die Höhlen dreißig Meter tief, an einer Stelle, etwa einen Kilometer hinter Neuville, sogar achtzig Meter.

Von dem Schloßchen Belle-Jeannette ab führt ein neu-angelegter Weg in einer Länge von fünfundzwanzig Kilometer bis zu einem Steinbruch. Der Steinbruch klappt zu zwei Tunnels auf, durch welche Feldbahnen bis zum Eingang des Bergwerks, dem Förderschacht, führen.

An der Feldbahn wartete Henry Coq mit einigen Offizieren, darunter Hauptmann Marait. Die unvermeidliche Zigarette im spöttisch herabgezogenen Mundwinkel, das Gesicht schlaff, um Wange und Kinn noch der bläuliche Schimmer des abrazierten Bartes.

Sie warten auf die Kriegsberichterstatter, die unter Führung eines Jägerleutnants zwischen den hohen Steinbruchwänden herauskriechen. Über ihren Gesellschaftsrücken haben sie leinene Schutzkleider. Der Leutnant wechselte einen verständnisvollen Blick mit Hauptmann Marait. Man schleppte das Federvieh eben noch mal gründlich durch den Kalk, bevor man es bei beginnender Offensive nach Paris zurückschickte.

Henry Coq fing den Blick auf. Er kennt sie, diese Militärs, sind wie Böcke, wenn ihnen Zivilisten überten Weg laufen. Bah! Er wird ihnen schon eine Omelette anrühren. Der gefürchtete Henry Coq! Jede Partei hält sich ihn warm, den Camelot du roi, besonders die Royalisten. Prächtige Küpels, diese Camelots, machten der Republik amüsante Schwierigkeiten.

Skandal, diese Advokatenwirtschaft im Elysee! Man wußte doch, daß die Königin in England bei ihrem Besuch in Paris Madame Poincaré geschnitten hat. Vor aller Welt, vor den Augen des französischen Volkes. Gott ja, und die Fürsten unter sich wickeln über die Monarchenmanieren Monsieur Poincarés.

Dies und derlei hatte Coq in der „Action“ ausgeplaudert, auch über den geschmeidigen St. Eloi sein Tintensäß ausgegossen. Da bedeutete man ihm von oben herab, daß er nicht in die Akademiestufe als officier de l'instruction publique aufrücken würde, wenn er seine Zunge nicht abschnalle.

St. Eloi treffen sie am Förderschacht. Ihm wäre es angenehm, zu wissen, ob man jetzt unterm Friedhof durchfähre. Da macht Marait ihn auf eine Höhle aufmerksam, an der sie ungefähr in der Hälfte des Förderschachtes vorübergleiten. Aus einer tiefen Einbuchtung trübe schwelendes Öllicht.

„Dort laufen die Gänge unmittelbar und nur sechs Meter unter dem Friedhof Neuville“, sagte Marait.

Drunten taten sich die schimmernden Höhlen wie Feenberge auf. Zu Riesengebilden geformt die Kalksteinfelsen. An ihnen herab floß die Strahlenkette der Glühbirnen.

Ein Reiter flog heran, phantastisch das Schattenbild von Roß und Reiter auf den Schachtwänden. Und verschwanden in dem Gewirr der Gänge.

„Ein Depeschenteiler“, sagte Hauptmann Marait den Berichterstattern.

„Ist denn was im Gange?“ flog die Frage her.

„Wahrscheinlich“, erwiderte Marait kurz.

Der Colo in Galauniform trat ihnen entgegen. Marait sprang hinzu, klopfte ihm diskret den Kalkstaub von der Schulter. Der Colo war sehr in Erregung, der General hatte absagen und bitten lassen, daß der Oberst die Ansprache halte.

„Immer im elan pour la patrie!“ rief St. Eloi liebevoll dienernd. Hinter ihm zischte Henry Coq:

„Zwar nicht mit Ruhm, aber einstweilen mit Kalk bedeckt.“

Ein schnatternder Schwarm segte aus einem Verbindungsstollen heraus: die Damen des Varietés, die den liebenswürdigen Colo umringten.

Henry Coq drängte sich zur festlich erhellten Haupthöhle durch, wo der Generalagent Mr. Lidge der Herzogin zwei englische Offiziere des Kings Scotch brothers Regiments vorstellte. Da die Herren kein Französisch sprachen, sprang St. Eloi als Dolmetscher bei.

Die Herzogin wandte sich lachend Henry Coq zu:

„Wissen Sie, was Mr. Lidge sagt — die Engländer hätten geschworen, mit 200 000 Mann nach Ypern zu kommen oder ihre Stiefeln aufzufressen.“

„Passen Sie auf, sie kommen nicht und fressen auch ihre Stiefel nicht auf“, knoberte Henry Coq zwischen den Zähnen. Wenn diese Stockfische kein Französisch verstanden, konnte man ja seine Zunge laufen lassen. Ging mit der Herzogin. Sie legte den Fächer an den Mund, fragte:

„Wer ist dieser Mr. Lidge?“

„Dasselbe, was uns St. Eloi in London ist: Generalagent für alle Geschichten.“

„Ah, so steht das Geschäft?“

„Seit Frankreich Republik ist, hat England immer Geschäfte mit uns gemacht.“

„Hoffentlich keine schlechten.“

„Das muß St. Eloi besorgen. Er ist die Bombe, die wir uns in London gelegt haben — für alle Fälle. Ebenso wie die Londoner uns Tidge als Bombe nach Paris gelegt haben. Bombe gegen Bombe, so stehen heute die Bundesgeschäfte.“

„Brillant gesagt. Sie dürfen mir die Hand küssen, Henry Coq.“

Er küßte ihr die Fingerspitzen, küßte wieder, ihren Fingernagel küßte er, sagte schwungvoll leise:

„Daß man bei Madame nie bis über die Fingerspitzen hinauskommt!“

Ein Mann stapft an, sucht nach Oberst Jeanfort. Der Colo nimmt die dienstliche Meldung mit sichtlicher Unruhe entgegen. Die Berichterstatter laufen zusammen, sie sind erfreut, etwas zu hören, sie hören Kanonendonner, in der Erde hören sie es, ein dumpfes grollendes Dröhnen. Ob irgendwo Kampf? Es war doch alles still. Die Stille vor dem Sturm.

Der Oberst sagt den Nächststehenden, daß die Turkos nicht kommen könnten. Die Herzogin fängt ein Wort auf, kommt näher. Da starrte sie der Mann, der die Meldung brachte, an. Es war der kleine Korporal. Starrte sie mit seinen verwegen funkelnden Augen an.

„Caporal Benasse, Sie können gehen!“ schnarrte der Oberst, trat in eine Seitenhöhle, wo die geschmückte Festtafel stand. Sacredieu! Die Boches also griffen da voreilig mit Sprengungen an. Wird man sich durch solche Baga-

telle aufregen lassen? Parbleu, nein! Man wird eine glänzende Ansprache halten, man wird aller Welt zeigen, daß man zur Offensive übergeht.

Er stellte sich mit dem Rücken gegen einen der glutenden Füllöfen, deklamierte vor sich her. Da hörte er's hinter sich rascheln, eine Duftwolke — die Herzogin.

„Was wollen Sie mit dem Caporal Penasse hier?“

„Was ich mit ihm will?!“

Sie griff ihm unters Kinn, stieß ihm das Gesicht hoch, sah ihn scharf an.

„Sie haben mir also nicht den Caporal geschickt.“

„Parbleu, nein!“

„Wo steht der Caporal?“

„Augenblicklich stationiert in Belle-Jeannette, meine Liebe.“

„Dann — schicken Sie ihn an die Front, mein Freund.“

„Wird geschehen.“

„Heute Nacht noch.“

„Wird geschehen.“

„Schreiben Sie den Befehl.“

„Ich bin glücklich, Ihnen gehorsam sein zu können“, reichte ihr den Zettel.

Sie gab ihm einen Klapps damit.

„Patata! gehorsam? Euer Gehorsam einer Frau gegenüber ist von grenzenloser Aufgeblasenheit.“

Schmetternde Clairons riefen zu Tisch. Eine Gruppe von Herren stand noch heftig gestikulierend beisammen.

„Man soll Joffre aus dem Korn bleiben“, schnarrte Marait bössartig, „von Paris aus sind keine Schlachten zu dirigieren.“

St. Eloi mischte sich lächelnd und großschnäuzig ein:



„Bah! Joffre ist ein guter alter Papa. In Paris sagt man schon, daß Joffre ein froussard ist. Man müßte ihm einen mit Glan begabten Offensivstrategen zur Seite geben.“

Henry Coq zerpflückte nervös seine Zigarette.

„Ich würde mich hüten zu behaupten, daß man in Paris sagt, St. Eloi sei ein ganz gemeiner Halsabschneider und Schmarozer am Vaterland.“

Die Herzogin trat unter den Eingang der Höhle, wo die Festtafel angerichtet stand, klatschte in die Hand.

„Allons, allons! zu Tisch!“

Wieder das dumpfe Dröhnen durch die Erde.

„Es scheint doch etwas Ernstes im Gange zu sein“, hieß es unter den Berichterstattern. Ein Kollege des neutralen Auslandes drängte sich neugierig vor, wollte wissen, wer der runzlige Herr sei, der die Herzogin zu Tisch führe.

„Ein Nachkomme Wellingtons, des Siegers von Waterloo, dem der belgische Staat eine jährliche Ehrenrente von 80 000 Francs. auszusahlen hat. Wenn Sie weitere Einzelheiten wissen wollen, nagen Sie sich bei dem unsterblichen Hammel von der Akademie an.“

Da folgte der Neutrale Henry Coq, hentelte sich ihm in den Arm.

„Bei wem sind wir nun eigentlich zu Gast — bei der Herzogin oder dem Oberst?“

„Bei ihrem Namen und bei seinem Geld.“

„Ist er so reich?“

„Sein Vater hatte im Burenkrieg eine Lebensmittelzentrale in Johannesburg und lieferte den Heeren, ob Feind, ob Freund, für monatlich 18 000 000 Franken. Die

Engländer zahlten mit Pfund, die Buren mit Diamanten. Darauf adelte er sich zum Herrn von Johannesburg oder de Jeanfort.“

„Welch ein Glück für die Herzogin!“

„Patata! Ein Großfürst bot ihr ein Gebiet von zehntausend Seelen für einen Tag ihrer Gunst.“

„Und — sie schlug es aus?“

„Daran zu zweifeln, wäre beleidigend für die Herzogin.“

„Es ist köstlich, wie ihr Franzosen auftrumpfen könnt.“

„Ja, wir sind köstlich, mein Herr.“

Trat an seinen Tischplatz. Unter seinem Teller lag ein Zettel von St. Eloi.

„Da man seine Zeugen einem Schuft, wie Sie sind, nicht schickt, so ohrfeige ich Sie durch diesen Brief. Betrachten Sie sich also auf beide Backen von mir geohrfeigt und danken Sie Gott, daß ich Sie nicht mit einem Stock züchtige.“

Henry Coq setzte sich, schrieb auf seinen Notizblock und sandte dem am untern Tischende sitzenden St. Eloi seine Antwort zu.

„Da Sie mich brieflich geohrfeigt haben, schieße ich Ihnen auf dem gleichen Wege sechs Revolverkugeln durch den Leib. Betrachten Sie sich also tot, sobald Sie diese Zeilen gelesen haben. Ihren Leichnam bestens grüßend, verbleibe ich Ihr teilnehmender Freund

Henry Coq, officier d'académie.“

Der Oberst erhob sich zur Ansprache, da störte ihn die Unruhe draußen in den Höhlengängen.

„Sehen Sie nach, was los ist!“ rief er die bedienende Ordonnanz an. Die stieß auf Maraits Bursche, der seinem

Hauptmann einen Zettel überbrachte. Befehl: die Reserven der 2. Jägerdivision vor Tagesanbruch in die Stellungen bringen.

Marait grüßte kurz und verschwand.

„Die Deutschen greifen an!“ rief eine Stimme draußen.

„Dummkopf!“ schrie der Oberst wütend, „wir greifen an!“

Da kam aufgeregter ein Berichterstatter zurück, sagte, es bestätige sich, daß die Deutschen gesprengt und den Trichter besetzt hätten, darauf zum Angriff in die Gräben vorgegangen seien.

Draußen wuchs die Unruhe. Eilen, Rufen, stapfende Schritte. Man erhob sich vom Tisch.

„Diou! Wie interessant!“ rief die Herzogin, eilte mit den Herren in die Höhlengänge hinaus. Man brachte auf einer Krankentrage einen verwundeten Turko. Das Blut tropfte. Der Oberschenkel lag bloß.

„Das Schwein hat sich die Wunde mit Moos und Sand verstopft“, sagten die Krankenträger. Der Turko grinste, fuchtelte mit dem nackten braunen Arm, zischte unverständliche Worte heraus. Doch hörten sie, sie hörten mit großer Belustigung: „almâni!“ und immer wieder zähnefletschend: „almâni!“

„Der Tapfere!“ rief die Herzogin, „man muß ihn belohnen.“ Fütterte ihn mit Pralines, schob sie ihm auf der Spitze ihres Vorgnonns in den gierig triefenden Mund.

„Allâh jibârek!“ grunzte mit geschmacktem Dank der Turko.

Die Deputation der zum Fest geladenen Mannschaft drängte herzu, schrie und winkte, man habe Gefangene gemacht, deutsche Gefangene... Still! ja doch!... einen Gefangenen... nur einen, sacrediou!... Wo ist der Boche?...

verwundet... bringt man ihn?... wo... wo...?... Eh, nein, nur sein Helm! Die Pickelhaube des gefangenen Boche! Ha vivo! Her damit!

Zehn Arme reckten danach.

„Gebt den Helm!“ rief der Oberst. Ha, köstlich! Auf diesen Helm wird er seine Ansprache halten. Der erste Gefangene der beginnenden Offensive!

Da reckte der weiße überschlanke Arm der Herzogin auf.

„Mein Freund, Sie haben mir einen Deutschen für meine Ambulanz versprochen — eh bien: geben Sie mir den Gefangenen!“

Er wollte Einwendungen machen, da winkte sie entschieden ab:

„Ein Offizier der glorreichen französischen Armee hält sein Wort.“

„Bien“, sagte er fügsam, „ich übergebe den Gefangenen auf acht Tage der Ambulanz der Herzogin d'Aligillon.“

Draußen aber brüllte die vom Wein erhitzte Deputation:

„Man soll uns den Gefangenen zeigen, morblou!“

Da steckte St. Eloi den Helm auf seinen Spazierstock, schleuderte ihn den Leuten zu.

„Könnt ihr nicht den Gefangenen haben, so doch seinen Kopf! Seht den Hut Attilas!“

Ein unbeschreiblicher Tumult brach los. Man warf sich den Helm zu, man hing ihn auf eine Stange, zielte mit geleerten Seltflaschen danach. Die Scherben klirrten, die Splitter spritzten. Der Helm schwankte. Er schwankte nur. Ein eiserner Kopf. Hoh allons! Preiswerfen um den Kopf Attilas!

Dann war man es müde, steckte den Leuten noch einige Flaschen zu, schob sie ab.

Sie warfen den Helm vor sich her, spielten Fußball, johlten ihre Wut. „Führt ihn doch seiner Bestimmung zu!“ johlte ein Bretagner: „Her mit dem Jules!“ Mit „Jules“ bezeichnen sie ein wichtiges Geschirr im Nachttisch. Und führten ihn seiner Bestimmung zu.

Ein Clairon gellte aus der Tiefe der Höhlen. Ihm antworteten rechts und links aus den Gängen die Signale. Weit und verloren durchs Labyrinth.

Dann Stille.

Nur der gleichmäßige Schritt der Posten vor den Munitionstollen.

Die Mondnacht sank unter im Frühdämmer.

---

## Der Barbar

Georgette wachte noch, als die Herzogin zurückkam. Sie mußte dann noch warten, bis Madame ihr klingelte.

Madame konnte nicht gleich nach großen Eindrücken schlafen gehen. Und Madame schien sehr großartige Eindrücke zu haben.

Sie ging sofort in ihre Mansarde. In ihre Mansarde ging sie! Und schloß fest hinter sich die Tür. Drückte sie zu, wahrhaftig, das tat sie. Sie hatte den Mut, die Klinke niederzudrücken, den tippenden Stoß zu versehen, der eine normale Tür ins Schloß schnappen läßt.

Also will Madame allein sein. Madame will in ihrer Mansarde sein.

Die Mansarde aus dem Bauernhäuschen von Loretto. Eine ganz merkwürdige Stube. Wo die Dachwand schräg zum Boden niederfiel, bildete sich ein halbdunkler Winkel. Zu diesem Winkel stieg man zwei Stufen hinauf wie zu einer Terrasse.

Die Herzogin behauptete, in einem solchen Dachwinkel habe ihre Wiege gestanden. Ihre Bewunderer taten ihr den Gefallen, es nicht zu glauben. Und dann behauptete die Herzogin noch, daß sie von ihrem Bette aus die Bognelner unter ihrem Dach gesehen habe.

Die Nachbildung der Mansarde von Loretto hatte sich die Herzogin in Belle-Jeannette einrichten lassen. Nur mit dem Unterschied, daß die „getünchten“ Wände mit elfenbeinfarbener Seide überspannt waren. Und daß statt des Bauernbettes eine Renaissance-Brauttruhe im Dachwinkel stand.

Neben der Brauttruhe, die dicht an die Schrägwand angeschoben war, erhob sich aus dem Dämmer die Statue von ‚Unsere liebe Frau von Loretto‘. Davor ein Samaritander-Gebetsstück, und vom Dach herabhängend eine rotglühende Tabernakellampe.

In diesen roten Dachdämmer flüchtete die Herzogin. Sie gab sich nicht einmal Zeit, den Abendmantel abzulegen. Warf sich auf die Brotatfissen der Brauttruhe, machte heftige Gebärden des Abscheus — ah ça, wenn sie nun in der wirklichen Dachstube von Loretto läge, würde sie ausspucken. — Pfui nein! Wer wird denn ausspucken! In Samt und Seide spuckt man nicht aus. — Aber trotzdem ekelhaft. Alles ekelhaft!

Auch der Colo. Der Colo am allerersten. Ein Mann wie eine Feige, ausgetrocknet und noch süß. Zahnweh bekam man, wenn man hineinbiß. Männer, die eine Frau wie eine Späzin fütterten, mit Girren und Schnäbeln! Unausstehlich. Man kann nicht immer vor einer Schüssel mit süßem Brei sitzen.

Uff la la! War das ein Witz? Sie schüttelt sich vor Lachen, wenn sie sich vorstellt, daß sie vor einer Schüssel mit süßem Brei sitzt. Ein leises stillwissendes fieberndes Lachen.

Sie zieht den roten Mantel über die Schulter. Die

Seide knistert. Der Hermelinbesatz schlängelt sich wie eine weiße Schlange um das aufreizende Rot der Seide.

Da sie den Mantel über die Schulter heraufstrippt, schleifen die Falten von den Füßen weg, von den hellen bestickten Seidenschühchen. Sie schnellst die Beine straff. Die Schuhbänder kreuzen über den Knöchel hinauf.

Unter der hauschenden Seide dehnt und biegt sich unruhig ihr elastischer Körper. Liegt da in die Kissen hineingewühlt wie ein schönes türkisches, blutsaugendes Tier.

Aber lacht noch. Zupft die violette Schleife aus dem Busen und lacht.

Auch Henry Coq ist albern. Sie hätte den kleinen Korporal nicht fortschicken lassen sollen. Der kleine Korporal hätte ihr wahrscheinlich ein paar nette Grobheiten an den Kopf geworfen. Vielleicht mit Fäusten gedroht. O, aber ganz sicher mit Fäusten gedroht. Er hatte sie ja schon einmal zu Boden geschleudert und nach ihr getreten. Aus Liebe, sagte er, aus rasender Liebe, weil er eifersüchtig war. Damals.

Eijeijeiei, damals! Wie alt war sie damals? Laß sehen. Gott, man zählt nicht gern seine Jahre, nein, nein, mein Gott! Aber damals... damals... war sie sechszehn Jahre... uff!

Armer kleiner Korporal, mit sechszehn Jahren darf man sich prügeln, jetzt, bitte, jawohl, bitte, ist man Herzogin.

Was poltert denn da die Treppe herauf? So spät —?

O! O! Wie man auf die Teppiche stapft. Was für ein Grobschmied —? Soldaten —? Ei, bitte!

Sie springt auf, will zur Tür. Ein Klirren? Waffen? Sollte —? O la la! Vergaß sie denn? Bringt man



ihn? Aber gewiß bringt man ihn, jawohl bringt man ihn. Colo versprach es, Colo hält sein Wort. Bah! Darum ist er so sad, der Colo, ganz sad ist er. Sie wird ihn laufen lassen, sie wird ihm ein brennendes Streichhölzchen an den Schnurrbart halten, dann ist sie ihn los, den lieben kleinen Colo.

Es klopft. Bitte, wer wird denn so grob bei einer Dame anklopfen? Oder hielt man sie etwa nicht —? Das müßte sie sich denn doch ausbitten. Sie unterhält dem Vaterland hier eine Ambulanz, sie wirft Unsummen hin, sie erträgt den armen Colo... Eh was? Klopft es wieder?

Jedenfalls braucht sie stehend keinen Gefangenen zu erwarten. Wirft sich wieder in die Kissen, versinkt in den karmoisinfarbenen Bauschen. Und die fiebernden Blicke nach der Tür gerichtet.

Wenn sie entrez ruft, tut sich dieses Loch in der Wand auf und sie sieht etwas, das wahrscheinlich sehr interessant ist: den Feind!

Sie sieht, was sie sich schon lange gewünscht hat, einen Mann, der aus diesem furchtbaren Kampf herauskommt und sie mit rollenden feindlichen Augen anstarrt und mit rohen Fäusten über sie herfallen will und sie beschimpft mit einer rauhen, sehr rauhen, abscheulichen Zunge.

Eh also! Wenn sie will, öffnet sich jetzt die Tür und der Barbar steht vor ihr.

Sie will.

„Entrez!“

Ein Gewehrkolben wird zu Boden gestoßen. Die Tür fliegt auf. Zwei Jäger, bis zu den Zähnen bewaffnet, führen einen Mann herein, machen Meldung und kehrt.

Die Thür schlägt zu. Die Schritte verhallen im Gang. Ein Mann steht regungslos in der Mitte des Zimmers, die Arme wie tote Hölzer am Körper herabhängend. Die rechte Hand zur Faust gekrümmt, die linke steif gestreckt, blutend. Ein Tropfen sickert aus dem Ärmel, rinnt über die Hand, tropft zu Boden. Und in diese Blutrinne hinein rieselt nun ein Tropfen um den andern und auf den Teppich am Boden.

Aufgeschreckt, sich auf den Ellbogen stützend, starrt die Herzogin auf die blutende Hand, auf die rieselnden Tropfen, auf die Blutlache am Boden, die größer und größer wird.

Entsetzt springt ihr Blick davon weg und an der beschmutzten Uniform des Gefangenen hinauf. Der Ärmel an der Schulter herausgerissen, das Zeug zerfetzt. Der Rockragen im tödlichen Ringen aufgerissen, der braune stämmige Hals frei.

Guter Gott! und das Gesicht. O psui! Das Gesicht! Sie kringelt wieder in den Rissen zusammen, sie zieht schauerfröstelnd die Beine herauf. Sie kann das nicht sehen. Sie wird dem Colo morgen in die Augen springen.

Ein schmutziger Verband um die Stirn, die Haare darüber gestäubt. An dem Verband durchgeblutet, eine vertrocknete Kruste die Wange herab — schrecklich! schrecklich! Und die Augen!

Sieht er sie nicht?

O guter Gott, er sieht sie nicht. Er starrt nur, ohne Interesse starrt er, wie ein Blinder starrt. Als sei er offenen Auges und im Stehen eingeschlafen.

Schauderhaft! Er müßte doch ein Wort sagen. Oder

sie... Nein, nein, nein! Sie hat Angst, wahrhaftig Angst, fiebernde Angst.

Sie schreit dumpf auf. Da fährt er zusammen, mit einem Ruck, die Arme an den Körper gepreßt, nimmt Haltung, als habe ihn ein Vorgesetzter angerufen, unwillkürlich, noch wirr, noch auf der Suche, seine Gedanken zusammenzufassen.

Wo ist er denn jetzt —? Warmer Duft... glänzende Seide... Wie denn —? ja so... Aber das Feuer dort in der Ecke... nein... eine Ampel... wie kommt denn eine Ampel... Herrgott, wo — und eine Frau... eine wunderbare Frau... was will die Frau —?

Auf diesen Punkt bannen sich seine Gedanken fest. Wunderbare Frau... Jetzt steht sie auf... ja... Wenn sie doch zu ihm kommen wollte, dann wüßte er, ob das wirklich...

Sie kommt. Faßt sie seine Hand? Er fühlt doch nichts. Er hört auch nichts... nichts. Nur ein immertwährendes Rollen und Surren, als werde die Stube von Granaten zermöhlt. Aber die Stube steht noch. Wie traulich... Ist er denn wirklich in der Stube —?

„Guten Abend —“

Da spricht doch einer deutsch. Oder fluchen sie? Ein gequälter Zug zuckt über sein Gesicht. Herrgott, er ist irrsinnig, ja wohl irrsinnig. Er hört ja nicht, er versteht nicht, und da redet doch jemand.

Ein rauher, erschütternder, schluchzender Laut arbeitet sich aus seiner Brust heraus.

Da fühlt er sich am Arm gepackt und weitergedrängt — nach dem roten Dämmer zu. Sie führt ihn wie einen Blinden, sie sagt ihm, nun müsse er zwei Stufen hinaufsteigen.

Und dann sieht er weich und in einem berausenden Duft. Sie hält ihm ein Glas an die trockenen Lippen und er trinkt, trinkt, bis sie ihm das Glas wieder vom Mund nimmt.

Dann weiß er nichts mehr, fühlt, hört nichts mehr, er spürt sich haltlos schweben — fallen.

Die Herzogin tritt zurück. Ein peinvoller Ausdruck in ihrem Gesicht, in buntem Wechsel Mitleid und Kälte. Jetzt liegt der Mann da und schläft. Wie umgehauen liegt er da. Auf dem Gesicht liegt er, man sieht den festen braunen Nacken.

Von diesem Nacken können ihre Blicke nicht weg. Ein deutscher Nacken. Trotzdem — eine starke Rasse, diese Teutonen.

Und dieser Nacken ist nun in ihre Hand gegeben. Wenn sie ihn würgen wollte, könnten ihre beiden Hände ihn nicht einmal umspannen.

Ah patata! Will sie ihn denn würgen? Armer dummer Barbar! Sie will ihn fortschaffen lassen in den Lazarett-saal. Oder — nein, in die Offizierskammer. Hat er da nicht am Kragen eine Borde? Und eine schöne männliche Hand hat er.

Dummer Barbar! Warum blieb er nicht zu Hause und machte eine Frau glücklich?

Also wird sie nun nach Georgette schellen. Da stand Georgette schon hinter ihr.

„O, Madame, Madame, er schläft wie ein Igel.“

„Laß ihn wegschaffen, auf Zimmer zwei denk ich.“

„Pardon, Madame, auf Zimmer zwei?“

„Auf Zimmer zwei sag ich dir, Impertinente!“ Schlug

ihr mit dem Taschentuch zornig auf die Schulter, eilte in kurzen schnellen Schritten davon.

Hinter ihr her schleifte der Zipfel des Mantels.

Vom Depot am Walde her wurde Reveille geblasen. Ein taufrischer Frühmorgen. Die Pferde wieherten.

Auf freiem Feld wurde abgelocht, der Kaffee in die Feldflaschen gefüllt. Dann zum Sammeln geblasen. Die erste und zweite Sektion der Jäger rückte nach der Front ein. Stumm und verschlafen. Der Tau tropfte.

Hauptmann Marait ritt schon nach dem Wald hin, wo bei dem Artilleriepark noch ein Teil der Jäger lagerte. Er rief Korporal Benasse an.

„Das darf nicht mehr vorkommen, die Leute müssen beim Abzug singen. Es macht schlechten Eindruck, wenn sie den Kopf hängen lassen.“

Quer durchs Feld trabte ein Trupp an, Depeschenreiter.

Das Gerücht geht, daß Herren vom Ministerium eingetroffen seien.

Da erwacht in Belle-Jeannette die Herzogin. Die Vorhänge sind zurückgeschoben, die Fensterflügel halb geöffnet.

Am Fensterbrett der Doppelspiegel, der die Ereignisse vor dem Schloß widerspiegelt. Wenn die Herzogin noch zu Bett liegt und mit dem Fernglas in diesen Spiegel sieht, kann sie vom Bett aus wissen, was drunten vorgeht.

Aber die Herzogin beobachtet heute nicht. Sie ist sehr ungehalten, daß man sie nicht schlafen läßt. Daß man im Krieg absolut so viel Geräusch machen muß.

Ob die Deutschen so schreien, wie die Franzosen? Schließlich hat sie nicht Paris verlassen, um sich hier Nerven wie ein Sackträger zu holen. Überhaupt, warum

kehrt sie nicht nach Paris zurück? Die Ambulanz kann ihre Hilfe entbehren. Die Wärter sind zur Stelle und die gute alte Schwester Jeanne Françoise kann auch ohne sie ihre belehrten Seelen zum Himmel schicken.

Ei dada! Sie wird sich aber sehr, sehr hüten, jetzt schon nach Paris zurückzuziehen. Man wartete dort ja nur darauf, um ihrer Ambulanz eins zu versehen. Tändelei einer schönen Frau — und so weiter. Oder Schlimmeres noch. Man war wirklich nicht zurückhaltend in Paris. Und man hatte ja Freunde, die wie Vampyre an einem saugten. Eklig!

Sagte man nicht von einem Tyrannen des Altertums, daß er Menschen dadurch zum Tod brachte, daß er sie an Leichen fesselte? — O, bravo! Bildschönes Symbol! Ihre Freunde kleben wie Leichen an ihr. Ekelhafter Geruch!

Sie hat glücklich werden wollen.

Glücklich und reich. — Nein dada, bitte, keine Lüge, sich selbst belügt man nicht. — Nur reich! Die Sehnsucht, reich zu sein. — Auch nicht. Stimmt nicht ganz, nein, nein. Reich und glänzend und angesehen. Guter Gott, ja, ja, eine Rolle spielen. Daß arme Mädchen von Loretto! Berausgender Gedanke. Sie hat's dem blöden Penasse so oft vor den Kopf gesagt. Aber der begriff nicht, der wollte sie in seinen Pranken halten.

Bis sie ihm durchging. Mit sechzehn Jahren wollte er sie heiraten. Er fühlte vielleicht, daß sie ihm unsicher war. Guter blöder Bephirin! Es wäre doch zu schade gewesen, in seinen Pranken zu verdorren und heute eine Korporalslöhnung zu beziehen — ahahahahaha...!

Aber Madame Boincaré hatte sie nicht empfangen wollen.

Trotzdem sie für's Vaterland die kostspielige Ambulanz in der Etappe hält und ihre Freunde ruiniert. Madame Poincaré bedauerte nicht empfangen zu können, sie bedauerte! Gille Narrin! Die Herzogin d'Aligillon läßt sich nicht beleidigen. Das wird diese Advokatensfrau schon zu fühlen bekommen. Warum hätte man seine Verbindungen mit Clemenceau? Hervé hat auch einen losen Schnabel, aber Hervé ist ein gräßlicher Mensch, er glaubt, was er schreibt!

Sie spielt nicht zum ersten Male die politische Rolle linker Hand in diesem Krieg. Sie wartet bloß auf das Stichwort. Oh also?

„Georgette!“

Sie hat ihr Bad genommen und noch ein Stündchen geschlafen. Jetzt wird sie ihr erstes Frühstück im Bett nehmen und ein bißchen Klatsch von Georgette anhören.

„Georgette!“

Da stand diese schon in der Falte des Bettvorhangs, der am Kopfe in schleierndem Gewebe aus einer zierlich angebrachten Herzogskrone heraus niederhing.

„O, Madame strengt sich an zu rufen. Madame weiß doch, wenn sie erwacht, bin ich da.“

Es ärgerte die Herzogin, es ärgerte sie ingrimmig. So hübsch dies gesagt war, so dreist klang es. Als müsse sie sich von Georgette sagen lassen, wie sich eine Herzogin benimmt. Oder meint sie das bloß? Sie ist sehr mißtrauisch. Vielleicht weil sie zu lange in der Umgebung dieser Leute gelebt hat und weiß, wie sie denken. Eine Dame weiß nicht, wie ihre Diensthofen denken.

Ganz egal! Wenn Georgette wieder einmal derlei sagt,

Der Gefangene von Belle-Jeanette.

6

vergiftet sie sich und wirft ihr — o, bitte, nein. Eine Französin ist immer eine Dame, auch wenn sie Ziegen melkt.

Aber sie wird mit Clemenceau Fühlung suchen, ganz sicher wird sie das. Schon um Madame Poincaré einen Denzettel zu geben. Ah ça! Sie würde schon so etwas tun, um Georgette zu Füßen zu zwingen. Dieses Mädchen, das sich nicht imponieren läßt. Das unterwürfig wie ein Schafal ist.

Der Wärter klopft leise an die Thür, übergibt Georgette das Speisebrett mit dem Frühstück. Eier, geröstetes Brot und kaltes Fleisch, starken schwarzen Kaffee mit einem Zuguß französischen Kognaks.

Das Speisebrett wurde an einen Ständer angelehnt und auf das Bett bequem vor die Herzogin geschoben. Die Zigarettendose neben dem Teller.

„Was Neues?“

„Unsere braven Jäger sind fort.“

„Ja, mein Gott, sie haben Skandal genug gemacht.“

„Monsieur ist mitgeritten. Depeschenreiter haben die Offiziere einberufen.“

„Armer Colo! Er wird mir noch vom Pferd herunterfallen.“

„Und der kleine Korporal ist nun auch weg.“

„Wie oft wirfst du mir den kleinen Korporal unter die Nase halten?“

„Und hier ist die Tabelle von Doktor Prior.“

„Ah, unser Barbar? Was macht er?“

„Er schläft noch immer.“

„Armer kleiner Hund!“



„Doktor Prior sagt, man soll ihn schlafen lassen und wenn's bis zum jüngsten Tag wär.“

„Das ist mir zu lang. Wenn ich meine Krankenbesuche mache, weckst du ihn auf.“

„Ich glaube, er ist Offizier, Madame.“

„Sagt er das?“

„Prior hat's auf die Tabelle geschrieben.“

Die Herzogin nahm die Krankenkarte, las:

„Üngterofficier ... Smetter ... leichter Kopfschuß. Quetschungen am Oberarm und der Hand, sonst unverletzt, aber schwere Überreizung der Nerven.“ Sie warf die Karte auf die Bettdecke. „Mit den Nerven haben sie es alle. Aber hättest du geglaubt, daß ein Barbar Nerven hat, Georgette? Wenn einer Kinder wie Mäuse aufspießt, psui dä!“ Sie schüttelte sich. „Trotzdem, ein solcher Mensch muß interessant sein. Denke dir, ein Mann, der aus Patriotismus in die scheußlichsten Verbrechen stürzt! Ein Problem, Georgette, ein Problem! — Wie heißt dieser köstliche Barbar?“ Griff wieder nach der Karte, „Smetter ... Smetter ... entsetzlich! Aber ich habe das schon gehört, ich kenne das, ich möchte mit hundert Eiden schwören, daß ich das Wort schon gehört habe. Schnell, mein Legiton, schnell, hörst du? Du bist schwerfällig, Georgette, sehr! Noch eine Minute und dieser entsetzliche Name interessiert mich durchaus nicht mehr. — Also Monsieur ist wieder weggeritten? Scheußlich! Er ist noch gar kein Stratege, er weiß nichts, der arme Colo, sie blähen ihn nur auf mit ihrer Wichtigkeit. Hoffentlich werfen sie uns jetzt diese Leute da aus dem Lande. — Schlag S auf, dann c, dann h. Smet-ter-ling ... o, Smetterling! Smetterling ist hübsch.“

Was heißt ... o, Papillon? Hörst du, Georgette? Papillon! Der Mann heißt Papillon. Weg mit dem Frühstück! Sehen wir, was mein Papillon macht."

Der Wärter erzählte, der Deutsche sei aufgewacht und habe zu essen verlangt. Aber er habe vom Speisebrett nicht seinen Teller, sondern den des französischen Verwundeten vom Nebenzimmer, der daneben stand, genommen. Wahrscheinlich glaube er, daß man ihn vergiften wolle.

Entrüstet war die Herzogin, äußerst entrüstet.

"Wir sind keine Meuchelmörder", sagte sie sehr betont.

Aber sicher sind sie keine Meuchelmörder! Der arme Barbar! Er denkt, daß alle sind wie die Leute seines Landes. Ein rauhes Land. Sie hat einmal eine Reise nach Deutschland gemacht mit ihrem Colo und einigen Offizieren des Generalstabes. Sie besuchten den dreimal verdamnten Truppenplatz Eisenborn, den die Preußen den lieben kleinen Belgiern da vor die Nase gesetzt haben, da in der Eifel, oh, ein ganz schreckliches Loch. Und arme Dörfer, ganz stumpfsinnig. O, armes rauhes Land, hatte sie damals gedacht.

Jetzt fröstelt sie, wenn sie an Deutschland denkt. — Hepp allez, nun zu ihren lieben Blessierten. Sie warten wahrscheinlich schon sehnsüchtig, ganz furchtbar sehnsüchtig. Sie sind alle ein bißchen verliebt in die schöne Herzogin. Aber selbstverständlich.

Also gewählt, sehr gewählt sich aufbauen. Sie braucht nicht nachzudenken, es liegt ihr in der Hand. Aber gewiß, sie ist ja Französin, bitte!

Wohl! Wird sie also das maulwurfsgraue Taftkleid anlegen. Um den tiefen Halsausschnitt die bauschige Krause,

den graziösen Kopf eingebettet darin. Die matte Haut auf dem toten Grau. Der Gedanke ist schon Mystik. Wird ein gewöhnlicher Geist auf diesen Geschmack verfallen? O, bitte, nein. Also pervers wie ein bleiches Nonnenantlitz in der Kutte. — Fertig. — Ah nein, noch eins — Duft! Kein Pfuhl von Gerüchen. Nur die sehnsüchtig eingehauchte Ahnung von Duft. Und nun: die Türen öffnen, die Herzogin kommt!

Georgette hatte mitzugehen durch den Gang bis zur Tür, die ihn abschloß. Man hatte diese Tür anbringen lassen, um den Lazarettsaal von den Wohnräumen der Herzogin abzutrennen.

Georgette drückte auf den Knopf der elektrischen Klingel und hatte dann zu verschwinden. Der Wärter öffnete, die Nonne erschien im Hintergrunde, kam eiligst und sehr lebhaft auf die Herzogin zu. Ob Madame wohl geruht habe? — Oh merci, merci! Ob ma soeur auch gut geruht habe? — Oh merci, so gut, daß die kleinen Engelchen im Himmel gelacht haben.

„Pardon!“ sagte der Wärter und hielt die Tür zum Krankensaal, „ma soeur hat nicht gut geruht, ma soeur schläft doch auf Erbsen.“

„Mais, mais, mais!“ drohte ihm die Nonne mit dem Finger, „wollen Sie mich absolut um meinen Gotteslohn bringen, Pierre?“

„Sawohl, ma soeur schläft jede Nacht auf Erbsen — um abzubüßen.“ So. Das Küchenmädchen hatte es herausgebracht. Warum soll man das schließlich nicht sagen? Was hätte denn diese gute alte Beguine davon, wenn's niemand weiß?

„Um abzubüßen?“ wiederholte die Herzogin.

„Pierre, der liebe Gott ist Ihnen böse“, drohte wieder die Nonne.

Über das glatte Bedientengesicht ging ein ungläubig niederträchtiges Lächeln. Grad so böse wird sie und der liebe Gott ihm wohl nicht sein.

Die Herzogin drückte überschwenglich die Hände gegen die Brust, rief schwungvoll:

„Ein Engel wie ma soeur! Eine Heilige! Was hätten Sie allerheiligste Seele abzubüßen?“

„Daß ich's auf der Welt zu gut habe, Madame. Darum will ich mich ein bißchen selbst quälen.“

„O Sie Heilige! Ich habe es viel besser als Sie, aber werde mich hüten, mich zu quälen. Warum soll der gute Gott mir nicht gönnen, daß ich glücklich bin, wie?“

Da griff die haschende Hand der Nonne nach der ihren, tastete mit leichtem Tätzeln darüber hin, eine weiche, feuchte, nach Chlor riechende Hand. Mit eigentümlichen, lächelnd lauernden Augen sah sie die Herzogin an:

„Aber Madame ist ja gar nicht glücklich.“

Die Herzogin nestelte ihre Hand los. Die gute Beguine wurde ihr lästig mit ihren umschriebenen Befehrsandeutungen. Und dieses mild wissende Beharren, daß Madame nicht glücklich sei!

Am besten war's, man verhöhnte die heilige Seele. Im Weitergehen lachte sie:

„Ma soeur will mich in ihr Refugium locken. O, warten Sie! Ich werde bestimmt einmal in ein Kloster gehen, aber hinter vierzig Jahren. Und dann in ein Männerkloster. Ich bin untröstlich, Ihnen das sagen zu müssen,

liebe Jeanne Françoise, aber ich finde ein Männerkloster amüsanter.“

Der Wärter verzog sein Gesicht zu schamlosem Lachen, stieß weit die Thür zum Krankensaal auf. Die Nonne folgte schweigend, aber noch mit dem milden, wissenden, lauern- den Lächeln.

Ohne sich nach ihr umzusehen, fühlte die Herzogin dieses Lächeln auf ihrem Nacken brennen. Sie lachte diese entsetzliche Beguine aus und empfand doch keine Beruhigung. Was sagte doch die Oberin, als sie ihr Jeanne Françoise für die Ambulanz mitgab?

„Madame, meine kleine Schwester stammt aus dem vornehmsten Adel des Landes, aus der nach Ausbruch des Krieges sehr verstärkten Gruppe der Imperialisten, die sich um den Prinzen Viktor und Klementine von Belgien scharen.“

Gelacht hatte die Herzogin, sehr gelacht, aber die kleinen krallenden Hände geballt. Nicht einmal der Nonnenschleier verhüllt die Geburt in diesem demokratischen Frankreich!

Also geht nun die Beguine mit dem wissenden, mild nachsichtigen Lächeln hinter ihr her. Sie wird das Lachen dieser Herzogin gemein finden, ihre Worte gemein. Ja, das wird sie. Darum kann sie diese Beguine nicht austehen. Sie wird dem Wärter ein Trinkgeld geben, daß er ihr wie ein Satan ins Gesicht flucht. Nur damit sie die Beguine los wird.

Tritt in den Saal ein. Weggefegt aus ihrem Gesicht, was häßlich, höhnisch und gemein war. Sie lächelte gütig, lächelte bezaubernd, werbend. Wie Soubretten lächeln, wenn sie hinter der Kulisse geflucht haben und vor die schimmernde Rampe treten.

Der erste Akt ihrer Tageskomödie begann: Die Herzogin bei ihren Verwundeten.

Sie zupfte einen Mürrischen beim Ohr und drohte, sie werde ihm Ohrringe stechen lassen, wenn er nun nicht gleich ein schönes, sehr, sehr, sehr schönes Gesicht mache. Oh ça ça! Da liegt ja auch noch der arme Kleine mit den zerschossenen Knien. Hat er wieder geweint, der liebe kleine Käfer? Gott! Und hat wahrhaftig die Nase ins Bettuch geschneuzt.

„Ah, du Galgenstrick!“ Zieht ihr Battisttuchlein aus dem Busen, legt ihm übers Gesicht. Der ganze Saal lacht, der arme kleine Käfer lacht auch. Sie bringt Sonne mit, die charmante Herzogin, das ganze Zimmer voll Sonne. Aber Sonne, die mit ihr wieder hinaushuscht, blendende Sonne, die nur strahlt, nicht wärmt.

Magere dickäberige Hände haschen nach ihr, streichen an der weichen Seide ihres Kleides herab. Und hie und da ein leiser Druck, ein inbrünstiges Gleiten an ihrer Gestalt herab, ein verlangendes scheues Pochen um Einlaß zu ihr.

Und duldsam lächelnd schlüpft sie weiter. Sie schreitet auf den weichen Wonnen dieser Sehnsüchte wie auf schwimmenden Wolken. Sie braucht das, um glücklich zu sein. Sie braucht um sich die Schauer einer durch sie beglückten, durch ihre Reize aufrührerischen Menschheit.

Und dann muß sie nun noch zu ihren beiden „schwierigen Fällen“, einem Unterleutnant, dem ein Kopfschuß den Verstand in Unordnung gebracht hat, und dem Gefangenen.

Sie liegen in zwei ineinanderlaufenden Zimmern. Die Zwischentür bleibt offen, damit sie zusammen sprechen können, wenn sie wollen. Sie wollen nicht. Sie liegen

stumm. Nur zuweilen lächelt der Unterleutnant kindlich vor sich hin.

„Er spielt mit den Engeln“, sagte die Nonne und zog mütterlich verklärt den Mund spitz.

„Ei jei! Hat ma soeur vielleicht diese Verbindung mit dem Himmel hergestellt?“ fragte die Herzogin.

„Sehen sie doch, Madame, sehen Sie!“

Der Kranke hatte sich im Bett aufgerichtet, hob das fahle Gesicht, stierte ängstlich zur Decke hinauf, als bewege sich dort etwas, etwas Furchterliches, dessen Bahn er verfolgte. Und hob die Hand, zog mit dem ausgestreckten Finger die wandelnde Spur des scheinbar Schrecklichen über ihm nach.

„Er wurde durch eine Fliegerbombe getroffen“, erklärte der Wärter gedämpft von der Tür her, „jetzt meint er immer Flieger über sich zu sehen.“

Die Herzogin ließ ihm ihre Hand über die starrenden Augen gleiten, als wolle sie ihm die furchterliche Vision hinwegwischen. Er zuckte zusammen und wie der Stütze beraubt, die ihn magnetisch emporzog, plumpste er in die Kissen zurück, sah mit wachen Augen um sich.

„Eh, Louis, hast du gut gefrühstückt, ja?“ rief ihn freudig die Herzogin an, setzte sich zu ihm aufs Bett. Das schien ihn zu beruhigen, er zupfte an der Bettdecke, auf deren Zipfel sie saß und machte zögernde Anstrengungen, die schöne Frau da neben ihm zu entfernen.

„O ja, ja,“ nickte die Nonne, „er ist jetzt täglich fein Ei morgens, nicht wahr, Pierre?“ wandte sie sich zu dem Wärter, „o, er ist sehr gentil, sehr gentil, unser Louis.“

„Aber, Louis!“ rief die Herzogin, „du drückst mich ja vom Bett herunter.“

Louis hatte hastig unter die Bettdecke gegriffen und suchte aufgeregt.

„Was suchst du, Louis?“

Er schüttelte den Kopf. Da riß der Wärter frech und ruhig die Bettdecke weg. In der gekrampften Hand hielt Louis das Ei, das er versteckte, aber wenn sie fort waren, wird er das Fenster öffnen und das dumme Ei wider das Tor des Autoschuppens werfen. Die Eier von fünf Frühstückstücken klebten schon daran.

Die Herzogin rang die Hände und lachte. Die Nonne sagte:

„O Louis, Louis, der liebe Gott wird dir zur Strafe Pappeline über das Haus schicken.“

Da begann Louis ängstlich zu schreien, steckte den Kopf unter die Decke und zitterte am ganzen Leib.

Ein Heilgehülfe klopfte an die Tür. Der Doktor sei telephonisch nach dem Feldlazarett der 3. Division gerufen worden und müsse eine Operationschwester mitnehmen.

„Darf ich mich von Madame verabschieden?“ fragte Jeanne Françoise mit höflichem Kopfsneigen, war dann schon hinaus. Sie bat, sich verabschieden zu dürfen, um es sich selbst zu genehmigen. Demütig und stolz zugleich.

„Dann filieren Sie nur gleich auch“, schnippte die Herzogin über die Schulter zurück dem Wärter zu. Er verbogte sich tief.

„So tief wie sie will,“ dachte er, „mir kommt's nicht drauf an.“ Verschwand.

Sie war nun am liebsten umgekehrt. Es machte ihr keinen Spaß, wenn diese Besuche nicht mit etwas Aufwand vor sich gingen. Aber dieser Doktor schien ihr mit



Vorliebe einen Strich durch die Rechnung machen zu wollen. Früher hatte sie auch ihn mitgeschleppt. Das waren amüsante Ereignisse. Dann hatte er's satt und blieb unter allerlei höflichen Entschuldigungen aus. Vielleicht weil sie ihn abends von der Thür ihres Boudoirs wegschickte mit dem Bescheid, sie empfangen ihre Freunde nie später als die Hühner auf die Stange klettern. Der gute Doktor! Er hat Haare in der Nase und er ist so groß, daß man ihm immer hineinsehen muß.

Enfin — und nun will sie doch ihrem Barbar ein bißchen zunicke, stand auf der Schwelle der Zwischentür, beugte sich grazios ins Zimmer, raffte dabei mit der einen Hand ihr Kleid über dem Knie, rief ihn in deutsch an, etwas unbeholfen, aber sie sprach durchweg richtig.

„Guten Tag, mein Herr prussien!“

Er lag auf der Seite, das Gesicht nach der Wand, den Kopf in die Rissen gewöhlt, sahen trotzig, unglücklich verlassen.

Er hob bei ihrem Anruf das Gesicht, aber kaum ein mißtrauischer Blick nach ihr, dann mit erstickter Stimme:

„Guten Tag.“

Sie schlüpfte herein. Er hörte das leise aufreizende Rauschen ihres Seidenkleides. Ein Duft schwebte ihr voran. Er mußte daran denken, daß draußen der erste Maitag sei und daß er es erst jetzt wisse.

Nun stand sie an seinem Bett. Er fühlte, wie der Bettrand nachgab. Sie saß also. Was wollte sie? Er müßte sich jetzt eigentlich umdrehen. Aber er wollte ja gar nicht höflich sein. Sie sollten ihn in Ruhe lassen.

„Eh bien? Will man fürchtbar unartig sein?“

Herrgott, schon dieser Ton reizt ihn. Als wär man ein Lausbub. So waren sie alle um ihn. Unheimlich freundlich. Das regte ihn auf. Er kann so viel aimables Grinsen nicht vertragen. Da wurde er grob. Das freute sie noch mehr, sie erhofften noch viel mehr köstliche Grobheit von dem Barbar.

Die stille Wut stieg ihm, und da er sie nicht ohrfeigen durfte, ließ er sie links liegen und starrte die Wand an.

Und wenn jetzt noch diese hübsche Madame da kam und ihre Neugierde an ihm befriedigen wollte, würde er sie schon weggraulen.

„Bien — also mein prussien möchte beißen. Haben Sie nicht genug zu essen — wie, bitte?“

„So 'ne Frechheit!“ knurrte er in sich hinein.

„Wie, bitte?“

Da hörte er aus ihrer Stimme, daß sie es ernst meine. Natürlich, dem Deutschen braucht man nur den Brotkorb an die Kauklappe zu hängen. Unverschämt! Auch wenn sie eine Herzogin ist.

Jetzt wird er erst recht keine Antwort geben. — Ach was! Nun ist er wirklich ein Lausbub. Warum den Schnabel halten? Also nun sagt er's.

„Man will mir das Haar schneiden. Ich bin doch kein Sträfling, ich werde mich doch nicht scheeren lassen —“

„Aber nein! Aber sicher nicht! Wer wird ihm denn das schöne blonde Haar wegtragen!“ nahm seinen Kopf in beide Hände, drehte sein Gesicht zu sich her, strich ihm über das volle gescheitelte Haar, strich es in warmer Sorglichkeit, „das schöne Haar, mein blonder Barbar! Gar nicht ausgefallen, an keiner Stelle, bis an die Stirne das schöne

fette Haar.“ Ihre Hand glitt an seiner Stirn herunter und über seine verblüfft starrenden Augen. „Nicht mal eine kleine interessante Glaze, wie?“ Ihre lächelnden Augen dacht über ihm. Er sieht schillernde Lichter darin, eine springende Unruhe, die aufregend wirkt. Und doch wieder kühl und flüchtend zurück, abwehrend, eisig, spöttisch.

„O, Sie starren mich an? Warum, bitte? Habe ich eine Fliege auf der Nase? Mein Herr, Sie haben eine sehr, sehr drolliges Name. Ja ja, mein Papillon! Ja? Ist das hübsch? Sehr hübsch, ja bitte? Wenn man jetzt nicht artig ist, werde ich meinen Papillon an ein Zigarrenbändchen binden und durchs Zimmer fliegen lassen. Paß auf, Preussien, du mußt mir am Zigarrenbändchen fliegen. Buff! So —“ Sie brachte beide Hände in flatternde Bewegung, sang das Kinderlied dazu:

„Papillon flieg!  
Du bist gefangen,  
Du wirst gehangen!  
Drum flieg, flieg,  
Papillon, in den Krieg.“

Er lächelte höflich. Es war da etwas in ihm wie eingemauert, ließ sich nicht wegscherzen, schloß sich im Gegenteil immer fester und pressender bis zur Gurgel hinauf: der Widerwille gegen die ihm ungewohnte Art jener Menschen um ihn. Er empfand ihre Freundlichkeit kränkend. Oder lagß daran, weil er selber krank war? Man behandelte die Kranken hier wie Kinder und Narren, als habe ein Schuß im Bein auch den Verstand umgebracht. Hingelächelte Nachsicht, töricht geschwätzte Worte. Man wußte nicht, woran man mit ihnen war. Ob sie scherzten oder

im Ernst sprachen. Wie Schauspieler, die ihre Rolle verblüffend natürlich machten. Hol sie alle der —. Oder täuschte er sich auch hierin? War seine Art bloß nicht auf ihre eingestellt? Er war immer ein warmer froher Mensch gewesen. Aber hier kam er sich recht schwerblütig vor.

Sie lächelte ihn noch an, aber forschend und durchdringend. Vielleicht war sie seinem Gedankengang schon auf der Spur.

Sie sumnte noch ihr Kinderliedchen, mit lächelndem Mund und neugierig lauernden Blicken nach ihm.

„Drum flieg, flieg,  
Papillon, in den Krieg...“

Da sagte er es fast empört:

„Wenn ich kann, flieg ich fort, darauf kann man sich verlassen.“

Sie staunte ihn an.

„Wie? Sie wollen uns verlassen? O nein, nicht wahr? O nein, nein. Mein Papillon ist froh, davongeflogen zu sein, nicht wahr? Ja? Ja? Aber sicher! Alle sind froh, aus diese Hölle sein. Du auch, mein prussien, du auch. Ihr Armen! O ja, ihr Deutschen sind tapfer, o sicher. Aber ihr sind doch froh, endlich besiegt sein, nicht wahr? Ihr braucht nicht Angst haben, o gar nicht, wir sind ein noble Volk, wir werden uns nicht rächen, wir werden uns nur die Alsace Lorraine holen —“

„Wir ziehen aber vor, die Alsace Lorraine zu behalten und noch ein Stück von Frankreich dazu.“ Sagte es trocken und bestimmt und wie ein Mensch, dem man nehmen will, was er schon in der Tasche hat.

„Bist du aber frech, mein prussien!“ jagte sie verwundert.

„Man muß manchmal schon froh werden.“

„Paß auf, morgen wirst du froh sind, daß wir noch gut zu dir sind.“

„Warum morgen?“

„Weil wir morgen die taureau Wilhelm II. jagen.“

„Und wir übermorgen die Hasen Poincarés.“ Sie war erhitzt, er auch. Mit glühenden Augen sahen sie sich an.

Da lachte sie los, ganz plötzlich, ganz erschüttert von der Narrheit dieses Zungenkampfes. Drückte beide Hände wider die Brust, bog sich übermütig lachend zurück, eine tändelnd hell herausgelachte Heiterkeit.

Da mußte auch er lachen, mehr erstaunt über ihren entzückten Frohsinn. Sie war doch kein Backfisch mehr. Oder ja, sie war noch einer, ein ganz reifer, überreifer, der mit seiner wissenden Unschuld seine ganze Umgebung zum Narren hielt.

Und da er mit ihr lachte, haftete sein Auge kritisch auf ihr. Das Gesicht matt und durchsichtig. Sie hat stark Puder aufgetragen. Welche Dame in Frankreich würde es nicht! Und London hat es Paris nachgemacht. Und New York richtet sich nach London.

„Abscheulich!“ denkt er und lacht noch mit ihr. Nein, er lacht sie aus. Sie auch. Natürlich lacht sie ihn aus. Sie bestaunen sich gegenseitig. Sie finden sich beide überaus komisch. Die Französin den Deutschen. Der Deutsche die Französin.

Da bemerkt er, wie ihre höchst belustigte Heiterkeit sich festsetzt auf sein Kinn. Sie hebt den Finger, zielt mit zwinfernden Augen und tippt auf den Spalt in seinem Kinn, in das Grübchen.

Sie ist entzückt, sie ist hingerissen. Sie kitzelt ihm in das Grübchen, bis er ihr den Finger festhält und nicht mehr lacht und sich über das kokette Grübchen in seinem sonst unentweiheten Mannesgesicht ärgert.

„Oho!“ macht sie mit langem Gesicht, „mein Papillon will nicht mehr lachen?“

„Ich weiß wirklich nicht, Durchlaucht, ob ich zu einem — Papillon veranlagt bin.“

Es fällt ihm ein, daß sie eine Durchlaucht ist, man könnte es fast vergessen.

„Puh!“ stieß sie heraus und machte ihre Stimme rau wie seine, „er will kein Papillon sind, der prussien“. Sprang auf, tippte ihm nochmals in sein Grübchen: „Und er ist doch einer!“ Schlüpfte ins Nebenzimmer, wo der Unterleutnant unruhig wurde. „Louis, Louis! Wenn man nicht artig ist, kommt Zeppelin.“ Louis knurrt unter fürchterlichen Flüchen seine Geschichte heraus, in die er sich verbohrt hat: Der Deutsche Kaiser sei beim Eucharistischen Kongreß in Lourdes als Priester verkleidet zugegen gewesen und mit dem Bischof von Tades übereingekommen, daß ihm der Schatz der Basilika von Lourdes übergeben werde. Und mit diesem Geld führe Deutschland nun Krieg!

„Still, Louis!“ rief die Herzogin, „wir holen uns jetzt den Schatz und den Kaiser dazu!“

Ihr Geplauder hallt zu Hans Arnold herüber. Jetzt schäkert sie mit dem da wie mit ihm. Na ja, warum soll sie mit dem da nicht ebenso schwätzen wie mit ihm? Es liegt ihr doch alles nur auf der Zunge, ihre ganze be rauschende Liebenswürdigkeit. Wie ein illuminiertes Springbrunnen. Ohne Tiefe.

Aber er ist ein Brunnen. Tief und abgründisch.

Eigentlich verrückt, daß er überhaupt diese Vergleiche zieht. Aber es kommt einem so, wenn man diese schnatternde Art um sich sieht.

Ob er sich wieder zur Seite legen kann, oder ob sie noch einmal kommt? Der Kopf schmerzt ihn bei dem einseitigen Liegen.

Ja natürlich, jetzt verschnattert sie sich mit dem da nebenan. Sie würde sich mit 'ner Munkelrübe unterhalten, wenn die einen Hut auf hätte. Also abgemacht, er legt sich jetzt zur Seite.

Da steckte sie den Kopf wieder durch die Zwischentür.

„Will man schlafen, ja? Ein halber Stündchen vor das Essen? Es riecht gut, mm, gut Appetit!“

Beg war sie.

Ob er empfindlich wird — aber es geht ihm auf die Nerven, diese glückselige Ankündigung des Essens, mit dem man deutsche Fresser beruhigt. Je nachdem jetzt das Futter war, wies er es zurück, jawohl! Sie machte ihn ja rebellisch, sie schien es darauf anzulegen. Na, wenn sie ihn zu ihrem Amüsierstengel machen wollte, auf den Mund gefallen war auch er nicht. Möchte sie eine Herzogin sein, ganz gleich.

Ob nun alle Herzoginnen in Frankreich so waren? So, wie denn? . . . So — aufs Verlieben angelegt. Sie hat doch mit ihm geschäkert, das stand fest, er ist doch nicht blind. Er wird sich natürlich hüten, darauf hereinzufallen.

So nett und — jawohl, reizend wie sie war — das könnte man zugestehen, sie ist reizend; schließlich braucht man kein Mönch zu sein . . . aber es ist da etwas an ihr . . . na,

man muß sich in acht nehmen . . . man läßt sich von einer Französin nicht an der Nase rumsühren, zum Donnerwetter!

Bloß auszudenken braucht er sich das, um sich in eine Art stille Wut zu bringen. Glaubt sie, daß sie ihn nur zu hänseln braucht, um ihn zu übertölpeln?

Na, sie soll nur mal wiederkommen! Ein rheinischer Schnabel ist auch nicht ohne. Und den hat er.

Eigentlich unbegreiflich, daß er sich so aufregt. Vielleicht hat sie ihn bloß etwas aufmuntern wollen, die Langweile vertreiben. Wie dem da drüben. Also braucht er sie nicht anzugrunzen.

Und schließlich hat er doch Bildung im Leib. Aber ihre Art Bildung stachelt ihn auf, sich ins Gegenteil zu übersetzen.

Kommt da schon der Wärter mit dem Essen? Unausstehlicher Kerl! Wenn ihm jetzt einer mit Essen kommt, möchte er ihn anbrüllen. Daran ist sie schuld. Ein vernünftiger Mensch fühlt sich doch nicht beleidigt, wenn er essen soll. Aber er fühlt sich beleidigt. Das ist mehr als krankhaft.

Wenn er ein Mittel wüßte, ohne Essen durchzukommen . . . Ach was, braucht man denn durchzukommen! Ekelhaftes Leben! In einen Krieg hineingeworfen, den man verabscheute . . . und jetzt in den Händen dieser Leute, die mit ihrem gewissenlosen Revanchegeschei immer Lärm in die Welt gemacht haben . . . na ja, und wohin jetzt? Vielleicht nach Afrika in jahrelange Gefangenschaft. Oder nach Südfrankreich Heu ernten . . . Dann schon besser, daß ihm die Kugel ins Gehirn eingebrochen wär.



Was will der Kerl da an seinem Bett? Wetter! wie das riecht! Ein halber Hahn . . . knusperig . . . Gestern um die Zeit hätte man Schuhriemen gefressen — wenn man sie gehabt hätte.

Also wer mit einem halben Hahn und Apfelmus noch trafehlerisch veranlagt ist . . . Herrgott, der Duft geht bis in die Eingeweide hinunter. Einem Erzengel müßte das Wasser im Mund zusammenlaufen. Nun denn, der Barbar läßt's sich schmecken.

Wenn bloß der Kerl nicht da ständ mit gespreizten Beinen, den Händen in den Taschen und dem zudringlichen Gesicht. Blödsinniger Hampel!

Der blinzelte nach dem Essen, schmalzte sein Französisch: „Eh du! Was sagst du dazu? — Schmeckt besser als Fliegen, heh du, Allemand.“

Duzt ihn der Kerl? Ein Franzos duzt nicht mal seinen Hund, und der Kerl da — Na, dem da wollt er's mal schwarzweißrot um die Ohren klappern. Zur Not reichte sein bißchen Französisch dazu.

„Allez-vous-en! Raus! Kehrt! Marsch!“ rief er wie vom heftigsten Kanonendonner befehlen, „Va-t-en oder ich geb dir ein!“

Der junge Mensch drehte sich um seine Achse, glockt nach dem Bett hin, denkt: Der ist plötzlich wahnsinnig geworden und springt dir an den Hals. Und stülpt hinaus.

Aber Hans Arnold sieht, daß er draußen noch die Klinke hält, sie nicht einschnappen läßt. Macht vorsichtig die Tür wieder auf und kommt herein.

„Aber, mein Herr, Sie machen schlechte Witze. Wenn ich Sie irgendwo an Ihrer Fassade beleidigt habe, bitte

ich tausendmal um Pardon, tausendmal, es kommt mir auf ein paar weitere Tausend nicht an, mein Herr.“

Hans Arnold sagte an seinem halben Hahn, sagte zwischendurch:

„Wenn du nun noch die Hände aus den Taschen nimmst, laß ich mit mir reden.“

Um die kleinen geröteten Augen in dem glatten Dienergesicht fältete sich ein dreistverlegenes Lächeln.

„Deutscher Hund du,“ dachte er, „wenn dich Madame nicht protegierte — und wenn ich nicht fürchtete, daß Madame mich ohne Pardon an die Front schicken würde —“

Da hörte er den Deutschen fragen:

„Wie kommt es, daß die Herzogin so fließend deutsch spricht?“

Gleich hatte der Wärter wieder die Hände in den Taschen. Und wenn er die Hände in den Taschen hatte, versiel er in seinen flegelhaft respektlosen Ton.

„Pardon, kennen Sie die Aiguillons? Nein, nicht wahr? Wenn Sie ein Franzose wären, würden Sie die Aiguillons kennen, sie haben eine stolze Geschichte. Zur Zeit unserer verdamnten Könige, wissen Sie. Jetzt haben wir uns die ganze Bagage vom Hals geschafft und sind ein freies Volk. Sie werden sehen, mein Herr, wie es Ihnen bei uns gefallen wird.“

„Ich fragte, wie die Herzogin zu ihrem Deutsch kommt.“

„Oh nun ja, und ich muß mit den Aiguillons beginnen. Die Dubarry hatte Choiseul gestürzt, um den Herzog von Aiguillon in den Ministersessel und — ihr Boudoir zu bringen. Die Dubarry, wissen Sie. Kennen Sie die Dubarry?“

„Persönlich nie die Ehre gehabt. Ich fragte ja aber nur, wie die Herzogin zu ihrem —“

„Ja, ja, ja, Sie werden es schon hören, aber wenn Sie mich andauernd unterbrechen —. Also zuguterletzt mußte auch der Herzog in die Verbannung gehen. Sein Sohn verzichtete auf alle Vorrechte und diente unter dem Nationalkonvent. Aber er mußte auch in die Verbannung, trieb sich in der Welt herum und starb in Hamburg. Liegt Hamburg in Bayern? Wir haben in der Ambulanz einen Bayer gehabt, einer von euern Wilden. Der Korporal erzählte mir, wenn es an der Front heißt: die Bayern kommen, dann stellen sich alle tot, um nicht aus dem Graben heraus zu müssen.“

„Das gehört nu wieder nicht hierher.“

„Ja doch, nun sind wir soweit. Der Sohn des Herzogs, der in Hamburg verbummelte, wahrscheinlich war er Schiffsknecht, also dieser Sohn ist der Gemahl der Herzogin.“

Hans Arnold schob den Teller zurück.

„Ist die Herzogin denn verheiratet?“

Der Wärter drückte seinen Kopf in die Schultern ein, sah ihn eine Weile mit gemein hinterhältischem Lächeln an.

„Madame wurde am selben Tag — geschieden, als sie sich — verheiratete, mein Herr.“

Es widerstand Hans Arnold, das unsaubere Loch dieses Bedientenmundes noch weiter zu öffnen. Warum also überwand er sich und wollte mehr wissen?

Der Kerl da vor ihm spazierte vor seinem Bett auf und ab, pffif dazwischen und schien sich ein Vergnügen daraus zu machen, seine Neugierde aufzustacheln.

„Oh ja, mein Herr, die Herzogin brauchte einen Titel,

einen stolzen glänzenden Titel. Einen Mann brauchte sie nicht. Sie hat Männer so reichlich wie Brombeeren —“ Mimte sein ehrfürchtigstes Gesicht. „Pardon, wenn sie nur möchte. Unser Colonel zum Beispiel ist glücklich, ihr das Geld zur Verfügung zu stellen, das sie für ihre Ambulanz braucht.“

Nein, jetzt wurde es ihm zu gemein. Das Blut schoß ihm zu Kopf, daß er meinte, es müsse den Verband sprengen.

Als ob der Wärter genau über die Temperatur seiner Empfindungen Bescheid wisse, hob er abwehrend die Hand:

„In allen Ehren, wissen Sie, in allen Ehren. Aber was Sie vielleicht noch nicht wissen — Madame war eine kleine payse aus Souchez da an der Lorettohöhe. Aber hübsch, satanisch hübsch, wissen Sie. Die Mädchen von Loretto ziehen jeden Sommer nach Lourdes als Rosenkrantzverkäuferinnen. Oh wohl! und die hübsche Philomène hat auch Rosenkränze verkauft. Und jeden Sommer kam ein gichtbrüchiger alter Herr, dem sie sehr gefiel. Zuletzt nahm er sie zu sich. Man sagt, daß er sie geheiratet hatte. Als er starb, war nicht viel mehr von seinem Vermögen übrig. Aber mit diesem Vermögen hat sich die ehrgeizige Kleine von Loretto einen Titel gekauft. Der Hamburger letzte Aiguillon benutzte seine französische Abkunft, um in Lourdes Krankenträger an der Wunderquelle zu werden. Dort hatten sie sich kennen gelernt. Und dann hat sie ihn zum Teufel geschickt. Und dann ist sie wirklich eine große Dame geworden.“

Im Nebenzimmer fiel ein Teller zu Boden. Die Scherben klirrten.

„Daß dich der Teufel ins Tintensfaß steckt!“ zischte der

Wärter, sprang in die Zwischentür, rief von dorthier zu Hans Arnold zurück: „Sehen Sie? Er hat den Teller zu Boden geworfen, er wird aber sagen, daß man ihn ihm aus der Hand gestoßen hat.“

Ein dumpfer Fluch aus dem Nebenzimmer.

„Ich werde das nicht sagen, du Disteldorn du! Wir haben uns die Knochen kaputt schießen lassen und ihr freßt euch hier den Hautsack voll. Ich hab noch den Granatsplitter im Kopf, man hat mir ihn dringelassen, ich fühl's doch.“

„Sehen Sie,“ sagte der Wärter noch nach Hans Arnold hin, „das sagt er nur, um sich eine Rente zu sichern.“

„Du Backenzahn von einer Heze du! Wenn ich auch verrückt bin, bin ich noch immer so gescheit wie du!“

„Uff! wenn er gescheit sein will, ist er immer am verrücktesten.“

Hans Arnold schob das Tischchen vom Bett, sagte, er wolle Ruhe haben und schloß die Augen.

Pfeisend verließ der Wärter das Zimmer. Draußen sumnte er. Sie pfeiften und sumnten alle hier. Sie sangen schon, wenn sie sich nachts im Bett umbrehten. Auch das quälte ihn. Eine Fröhlichkeit, die nie aufhört, macht traurig.

Er hatte mit dieser dumpflastenden Traurigkeit zu kämpfen, je mehr die Dämmerung ins Zimmer fiel. Das Fieber stieg, eine Hitze nach der andern überflutete ihn. Seine unruhigen schwimmenden Augen tasteten die Wände ab, die blauen Wände, die weißen Türen. Und was seine Augen gierig tranken, fiel als süßlicher Geschmack auf seine Zunge. Warum legte man ihn zwischen blaue Wände und weiße Türen? Lieber noch im Schlamm des Schützengrabens.

Ach was! Ist er verrückt? Ja, aber es ist so, es macht ihn plötzlich wahnsinnig traurig, zwischen blauen Wänden und weißen Türen zu liegen... Unsinn! seine Nerven sind verdattericht... Und wahrscheinlich das Fremdsein, die Verlassenheit... Nu aber nicht duselig! Ist er denn verlassen? Man pflegt ihn gut, man kümmert sich mehr um ihn, als ihm lieb ist — eine schöne Frau — Herrgott ja! die schöne Frau regt ihn am meisten auf, alle, alle regen ihn auf mit ihrer überschwenglichen Freundlichkeit... Na ja, das ist's: das Undeutsche, das ihn hier in ein schauerndes Fremdsein stürzt.

Er sehnt sich wie ein dummer Bub, plötzlich, heftig, unerträglich. Nach der einzigen Frau auf der Welt, die ihm treusorgende Briefe schreibt, ganz schlichte, treuherzige, gute, wahre. Wahrscheinlich würde man hier darüber spötteln. Sie waren gar nicht schwungvoll, diese Briefe.

Herrgott, Herrgott, wenn er jetzt noch weiterdenkt, wenn er jetzt „Mutter“ vor sich hinsagt „Mutter“ — dann ist's aus, dann... Wö! Heulen? Hat er Limonade im Blut? Er wird doch noch die Briefe seiner Mutter lesen können, ohne zu heulen. Also her damit.

Er holt seine Briestafche unterm Kopfsissen hervor. Seine Militärpapiere hatte man ihm abgenommen, die würde er wohl auch nicht mehr bekommen. Gott weiß, wer sich jetzt damit in die deutschen Linien einschuggelt. Uhr und Messer waren auch weg. Die Uniform hatte man zum Waschen abgeholt. Die Knöpfe und Achselklappen hatten sie ihm auch gemaußt — zum Andenken.

Er breitet die Briefe auf der Bettdecke aus. Gute deutsche Worte will er hören, die Stimme seiner Mutter.

Und da ist auch die Karte an das arme tote Maxsteintchen von Annchen. Die Ansichtskarte mit ihrem Bild.

Er stellte es in die gekrümmte Hand. Das Gesicht lacht ihn an, es lacht. Wie dieser Mund lachen kann! Eigentlich hat der Mund es ihm angetan. Die kirschrot heraus-schwellende Oberlippe, als sei sie zu kurz und lasse den Spalt für zwei schmale Bähnen frei.

Er hat sich immer mit Anne herumgezankt, neckisch und aufrührerisch. Vielleicht darum kamen sie einander nicht näher. Es hat keiner zum anderen sagen wollen: Grad darum, weil du mich ärgerst, weil ich mich an dir ärgere, möchte ich dich lieben...

Nö, danke! Das würde er ihr nie sagen, nie. Das würde sie ihm auch nicht sagen, nie.

Na also, und da hatte sie sich denn in den Max verliebt. Wenn nicht, denn nicht. Sie hat sich keinen Wermutstrauch ins Herz wachsen lassen.

Er auch nicht. Natürlich nicht. Und jetzt? — Ja, und jetzt ist sie ja wieder frei.

Herrgott, was er ein Schuft ist. Noch ist der Freund kaum unter der Erde, noch ist die Nachricht für Anne unterwegs, und er nimmt schon Besitz auf sie.

Nein, gar nicht! Er wird doch nicht zweite Garnitur bei ihr werden wollen. Er wird doch nicht nehmen, was der Max übriggelassen hat.

Herrgott, jetzt Schluß. Es regt ihn ja fürchterlich auf. Treibt ihn der Teufel an, auf das Bild zu starren? — Er kehrt es um, legt breit die Hand darauf. So. Und jetzt Augen schließen und schlafen.

Die Abend Schatten schlichen ins Zimmer und verdunkelten die blauen Wände, daß sie schwarz wie Trauertücher hingen.

Im Zimmer nebenan schnarchte der Unterleutnant, fuhr aber jedesmal auf, wenn im Gang draußen eine Tür zugeschlagen wurde, murmelte einen Fluch und schnarchte weiter.

Schmetter fiel in einen wirren Halbschlummer. Er lag schwer wie Blei, undeutlich wie fern im Nebel versanken die Vorgänge um ihn. Die zuklappenden Türen schreckten auch ihn immer wieder auf.

Wurde auch die Tür seines Zimmers geöffnet? Leise, sehr leise, man konnte es kaum hören, nur das Schloß schnappte hart und metallisch. Und es raschelte. Als näherte sich jemand vorsichtig auf Fußspitzen und langsam Schritt für Schritt, um ungehört nachzusehen, ob er schon schlafte.

Er wollte die Arme heben, sich aufrichten, aber die Bleischwere in ihm zwang ihn nieder... Aber da stand doch jemand dicht neben seinem Bett... Der Duft, als läge er mitten in Gartenbüschen... und an seinen Briefen knisterte es... hörte er das?... Jetzt griff er mit den Händen ineinander, um sich aufzurichten.

Da spürte er's... um seine Hände etwas Weiches, Warmes, mit leisem, leidenschaftlichem Druck... ganz pflaumweich zart, wie man einen verirrtten Vogel zwischen die Hände nimmt und sein kleines fürchtendes Herz rasend klopfen fühlt.

Er riß die Augen auf und sah sie nicht, aber hörte ihre zitternde inbrünstig bewegte Stimme:

„O, armer kleiner prussien, ließt die Briefe seiner



Mutter.“ Der Hauch ihres Atems strich über sein Gesicht hin.

Da sah er ihre Augen dicht vor sich. Blanke, weiße Lichter aus dunkler Verschattung. Die Spottlinie ihrer etwas gekrümmten Nase — aber der Mund fast schmerzlich verzogen.

Von der Laterne draußen her fiel das Licht durch die Vorhänge und hüllte ihre Gestalt in flimmerndes Zwielicht. Sie stellte ihren Finger auf die Unterschrift eines Briefes „Deine Mutter“.

„Deine Mutter“, wiederholte sie, preßte mit der einen Hand noch seine beiden, sah ihn mit ihrem schmerzhaft ironischen Lächeln lange an, „pauvre petite mère . . . pauvre petite mère . . . wir wollen ihr ihren prussien wieder schön zusammenslicken.“

Er antwortete nicht, er wehrte sich gegen etwas, die Zähne biß er zusammen und wehrte sich. Sie stand da wie eine Erscheinung aus einer andern Welt —. Nein, ganz und gar nicht, wie eine Theaterfee stand sie, jawohl. Er will sich selbst doch nichts vormachen, er will sich doch nicht hypnotisieren lassen. Er ist krank, sie übermächtig ihn, sie überschüttet ihn mit Schauern — wahrscheinlich macht das ihr Spaß. Nein! Sie soll ihn nicht einspinnen.

Wenn er sich nur anständig wehren könnte. Aber er muß gleich grob werden, es tut ihm wohl, wenn er grob gegen sie ist. Wenn sie absolut einen Barbaren haben will, dann hat sie ihn jetzt.

„Ich wollte Ihnen nur eben vite, vite gute Nacht sagen,“ nickte sie ihm zu, „also gute, gute Nacht, mein

Papillon, zerschlafen Sie Ihr schlechtes Laune, sein Sie morgen ein bißchen lieb, ja? Ein klein bißchen, ja? Sonst komme ich nicht mehr, gar nicht mehr, wissen Sie.“ Sie griff mit beiden Händen seine Hand auf, wie man Kinderhände nimmt, um sie zu erwärmen. „Ich hatte sehr Sehnsucht, nach meinem Barbar zu kommen, ob alles gut geht. O ja, es geht gut, nicht wahr?“

Er nickte, er fand kein Wort, keins. Er ist ein Idiot, ein Idiot ist er, das weiß er, aber er kann's nicht ändern. Wenn eine fremde schöne Frau plötzlich zu einem sagt, sie habe Sehnsucht gehabt, zu einem zu kommen . . . Herrgott, es gibt blödsinnige Momente im Leben. Aber vielleicht kommt sie morgen früh und sagt: „Ich bin untröstlich, daß Sie schlecht geschlafen haben.“

Ob eine deutsche Dame . . . Na was! Nur nicht tragisch. Man wägt eben hier keine Worte, man wägt auch keine Gefühle. Wer's anders nimmt, ist ein schwerfälliger Klumpen Fleisch.

„Gute Nacht“, sagte er trocken.

„Gute Nacht“, wiederholte sie mit dringlicher Betonung, „und träumen Sie von der lieben kleinen Mutter.“

Jedes Wort von einem pressenden Druck ihrer Hände unterstrichen, hatte seine Hand bis zu ihrer Brust erhoben, er fühlte sie eingebettet in den Faltenbausch ihres Hauskleids, eine impulsive Bewegung überschwenglicher Herzlichkeit, fühlte ihren nervösen Herzschlag, die fiebernde Unruhe ihrer Hände — es übertrug sich ihm in heißer Zärtlichkeit, das Blut pochte ihm in die Kopfwunde hinein, als wollte es den Verband sprengen. . . . Da schlossen sich seine Finger wie Klammern um ihre Hände, die Auf-

regung jagte durch seinen Körper, ein Ruck, daß die Bettdecke sich verschob, die Karte von den Briefen abrutschte und mit ihrer Bildseite nach oben fiel.

Er achtete es nicht, er sah der Frau vor ihm ins Gesicht, glühend, fordernd, seiner nicht mehr mächtig. Er liebte nicht, er forderte, nur fordern! fordern! Zum Teufel auch! Was kam sie zu ihm im Zwielicht!

Da glitten ihre Hände ab, in ihren Augen ein kühles Zurückschließen. Sie nahm das Bild auf, und wenn nicht die Erregung ihn noch geschüttelt hätte, wäre ein Augenblick als nicht geschehen vorüber.

„O, eine junge Dame?“ lächelte sie, zog ironisch den Nasenmuskel. „Tiens, tiens? Deutsch? Aber ja! Das germanische Haar, das hübsche runde Gesichtchen — eine kleine Innocente, nicht wahr? Ah mon dieu, und der Mund!“ Sie zog mit ihrem Fingernagel die Spalte nach, sprach auf das Bild ein: „Kleine Fliege, man läßt nicht den Mund offen.“ Warf die Karte mit lässiger Bewegung auf das Bett zurück, so wie man etwas sehr, sehr Unbedeutendes beiseite schiebt, winkte Schmetter mit grüßender Hand nochmals ‚Gute Nacht‘ und eilte mit laufenden Schrittschritten der Tür zu.

„Daß ihr ein Pfund Schuhnägel im Magen hättet!“ stöhnte der im Nebenzimmer aus dem Schlaf geschreckt, knoderte und fluchte weiter, drohte, dem Boche drüben den Hals umzudrehen.

„Tranquille, camarade, tranquille!“ rief ihn Schmetter an.

„Tranquille?“ Klang es hart und scharf zurück und wieder dumpfblöde vor sich hin „tranquille? Man hat mir einen Splitter im Kopf gelassen, es ist in meinem Hirn etwas

nicht in Ordnung, es rollt etwas, ja . . . Was willst du hier, Boche? Ich werd' doch mal nüberkommen und dir eins auf die Nase geben, daß du dein Maul in den Dreck steckst. Ihr sägt unsern Blessierten die Arme ab und du frißt hier Hahnen."

"Wo bist du verwundet worden, camarade?" fragte Schmetter, um ihn abzulenken.

Da verstummte er hartnäckig und dann piffte er ein Signal und dann schwatzte er los.

"Wir hatten noch den Barrikadenweg da bei Loretto besetzt, sacredieu. Da naht ihr uns unter Sperrfeuer und wir konnten nicht zurück und wir konnten nicht vorwärts. Ja hehe . . . das muß ich dir noch heimzahlen, Boche. Von der Kompagnie her kam Befehl, daß wir uns halten müßten bis zum letzten Mann, sacredieu! Also sagt ich: Kameraden, mit uns ist es aus, ich will die paar Minuten, die ich noch zu leben hab, meine letzte Zigarette rauchen. — Bien, ich rauche. Und da schlägt die Granate ein, verschüttet und zerreißt die Kameraden und von der Besatzung bleibt nur ein Käppi übrig und — ich. Ich lieg betäubt da, wie tot lieg ich. Und die Boches, die den Barrikadenweg stürmen, halten mich auch für tot. Und da lieg ich noch. Da erstürmen die unsern wieder den Barrikadenweg und finden mich und sehen, daß noch Leben in mir ist. Bien, und nun leb ich, he, he, he . . . ich hab eine Maus im Hirn, sacredieu!"

"Scht!" Die Nonne steckte den Kopf durch die Tür. "Nicht fluchen, Louis, sonst weint Notre Dame de Loretto."

Und verschwand wieder. Sie hatte die erste Nachtwache,

die Schwester Jeanne Françoise. Man hörte ihren dumpfleisen Schritt auf und ab durch den langen Gang. Ihr Rosenkranz, der ihr am Gürtel hing, klorrte, die schwere Rutte raschelte.

Immer dichter spann die Nacht ihre Schatten. Die Laterne draußen wurde abgedreht. Föh erlosch der Schein in der Stube. Nur noch das fahlblanke Biered des Fensters. Dumpfes Dröhnen aus der Erde heraus erschütterte das Haus.

Hans Arnold lauschte. Die Fenster klorrten bei jedem Stoß. Ein Rollen wie die verlaufende Welle eines fernen Erdbebens. Ob das von Arras herkam?

Alles war wach in ihm, hellhorchend. Er schloß die Augen, aber die Nacht stand rot und flammend vor ihm. Weit in der Finsternis tobte nun die Hölle, rangen sie um Leben und Tod. Und das, was jetzt schaurig zu ihm herüberhallte, war die Sprache dieser Schrecknisse. Der donnernde Gruß zu ihm her. Von dort vielleicht, wo über seine Kompanie die Schnellzüge des Todes hinwegrollten.

Seine Brust kam in Aufruhr. Seine Gedanken rissen ihn in den Strudel zurück, dem er kaum entronnen war. Er war nun ausgeschaltet. Und zwischen ihm und dem Gewaltigen, das sich fern vollzog, wird sich nun eine Mauer von Verleumdung, Unwahrhaftigkeit und Lüge aufbauen, immer höher und undurchdringlicher, Unerhörtes und Unglaubliches wird auf seine Seele einstürzen. Seine Zukunft wird Nacht sein wie diese da vor ihm.

Aus dem Nebenzimmer drang das dumpfe Schlafstöhnen des Unterleutnants. Unerträglich in dieser schaurigen Nacht.

Aufgeregt warf Hans Arnold sich zur Seite, wühlte den Kopf in das Kissen. Da fiel etwas raschelnd gegen die Wand, die Briefe der Mutter. Wenn noch Licht wär, würde er ihr jetzt schreiben. Herrgott, in seiner Verlassenheit eine Seele in der Welt wissen!

Ob auch die Karte noch da lag? Er tastete über die Bettdecke, da glitt etwas ab und zu Boden. Die Karte. Er dachte, daß er sie nicht dort liegen lassen könne, daß er sie aufheben müsse. Als sei nun das herzige Ding selbst beiseite geworfen — mit einer Handbewegung von Madame.

Übrigens lächerlich, zu sagen, daß der Mund offenstehe. Mit dem Fingernagel schnitt sie hinein — mit dem Fingernagel. Verächtlicher konnte sie nicht darüber weggehen. Eigentlich unverschämt . . . Aber schließlich hätte Anne auch den Mund zumachen können. Man braucht doch nicht zähnefletschend in der Welt herumzugehen, nur um zu beweisen, daß man gutes Zahnpulver benutzt.

Eine unruhige Nacht. Das dumpfe Rollen nahm zu, setzte sich mit grausigem Schall durch die Luft fort. Auch um das Schloß eine aufregende Hast bei Tag und Nacht. Noch mehr und stärker bei Nacht. Aus dem Truppendepot, das am Wald lag, wurden ununterbrochen Ersatzmannschaften nach der Front abgeschoben. Ihnen folgten die schweren Munitionswagen, dazwischen das Vorbeirafen der Kraftwagen.

Der polternde Lärm schwoll an, je mehr es dem Tag zunging. Warf das große Ereignis seine Schatten voraus? Drängten die Vorboten nun wirklich der angekündigten Offensive zu? Aus der Erfahrung weiß man, daß hohe

Feste die Franzosen zum Angriff locken. Und Pfingsten stand vor der Tür.

Schrecklich, wie dieser Louis da nebenan stöhnte! Nicht mehr zum Anhören. Das röchelnde Knirschen, als säß ihm einer an der Kehle. Er rief ihn an. Da stockte der. Und gleich wieder mit doppelter Hestigkeit los. Träumte der Mann oder überkam ihn etwas? Man mußte doch nach ihm sehen?

Er sprang auf und schnell an das Bett des Unterleutnants, tastete nach seinem Gesicht, wollte ihn wieder anrufen — da fuhr der, aus dem Schlaf geschreckt, wild wie eine Giftnatter empor, wirr und in wahnsinniger Angst, griff nach dem vermeintlichen Angreifer aus, packte ihn am Halse, schrie, schrie — es gellte durch die Nacht.

Hans Arnold sprach auf ihn ein, versuchte die krallenden Hände von seinem Halse zu lösen, aber fester schlug der die Nägel ein, packte zu, würgte, würgte... Herrgott, der Kerl wird doch nicht... Der Atem pfiß Schmetter durch die rasselnde Brust... Zum Teufel! Er wird doch noch den wahnsinnigen Menschen da... Schlag nun auch ihm die Hände um die Gurgel, schüttelte, warf, zerrte ihn.

Über den Gang kam's gelaufen, klirrende Rosenkranzperlen — das Licht bligte auf, die Schwester stürzte herein, brüllendes Geheul toste ihr entgegen:

„Er will mich würgen ... der Boche ... ma soeur ... kam an mein Bett ... heimlich ... Hilfe!! ...“

Tumult im Saal. Aus den Betten springen sie, die Lahmen, die Einarmigen, die Einäugigen. In fauchender Wut stürmen sie auf den Boche los, den Meuchelmörder, den Banditen ... Stühle zerfrachen, die Gaslampe in

Stücke, die Wärter hauen mit Fäusten in den Knäuel ein, einer auf den andern, einer gegen den andern, es weiß keiner mehr, was geschehen ist, sie brüllen in fiebernder Angst aufeinander ein.

„Jésu! Marie! Joséf!“ Die Nonne eilt durch die Verbindungstür nach den Wohnräumen des Colonel. Wenn diese Leute entfesselt sind, bringt sie nur ein drohender Revolver auseinander.

Sie alarmiert den Burschen, sie klopft an die Türen, sie läuft betend im Gang auf und ab. Da eilt schon der Oberst an ihr vorüber, im Laufen den seidenen Schlafrock zuknüpfend, die Quaste des Gürtels schleift nach.

Seine gebieterische Stimme in dem Tumult. Er droht, sie alle wieder an die Front zu schicken und wenn sie auf einem Bein dorthin kriechen müßten.

Und steht dann, die Hände in den Taschen des Schlafrocks und wartet, bis sie fluchend an ihm vorbeidefilieren.

Der Wärter hat die Zwischentür abgeschlossen, nachdem er Schmetter dorthin abgedrängt hatte, berichtet jetzt den Vorfall, wie es ihm der Deutsche erzählt habe.

„Er lügt!“ knurrt bebend vor Erregung der Unterleutnant, zerknüllt mit nervös greifenden Fingern die Bettdecke. „Er wollte mich ermorden, der deutsche Hund.“

Der Oberst zog die Brauen zusammen, warf sich in die Brust. Blödsinnige Affäre! So was mitten in der Nacht zu machen, aber da nun das ganze Schloß auf den Weinen war, konnte man die Sache nicht mehr laufen lassen. Also Protokoll darüber aufnehmen, ein paar Wochen hinziehen und — parbleu! Wie anders konnte die Weltgeschichte in ein paar Wochen aussehen! Man stand wahr-



scheinlich vor Brüssel und zeichnete die nächste Route zum Rhein in der Kartentasche ein.

Jedenfalls wäre es unliebsam, diesen deutschen Gefangenen, den er der Laune einer schönen Frau anheimstellte, jetzt in die offizielle Liste, und noch dazu in eine solche Angelegenheit verwickelt, zu bringen.

Also sagt man dem verrückten Unterleutnant da ein paar nette Worte, und die Affäre fällt unter den Tisch.

„Er hat mich ermorden wollen, sacredieu!“ beharrte der ingrimmig, „ich weiß auch warum. Wenn ich hier heraus bin, kann er ungestörter galante Besuche empfangen.“

„Mein Sohn, du bist verrückt“, sagte der Oberst wohlwollend und lächelte, daß die dicke Unterlippe schlaff von den Zähnen abfiel.

„Ja, blaues Sakrament! Wenn ich euch nicht in den Kram rede, nennt ihr mich verrückt“, schwakte der Unterleutnant bloß drauf los.

Die fünf Finger möcht er dem Idioten da auf die Backe zeichnen. Man weiß nicht, ob der Filou sich nicht etwa bloß dumm stellt, um tun und treiben zu können, was er will und nicht zur Verantwortung gezogen zu werden. Ei, warte! Er wird dem Doktor sagen, daß er diese Kanaille mal wieder elektrifiziert. Wenn den Simulanten der Strom durch den Leib fährt, sind sie mit eins gesund.

Und dann wird er den unbequemen Menschen hier fortschaffen lassen. Auch eine Grille der schönen Philomène. Sie wollte dem Galgenstrick da den Verstand wieder zusammenslicken, ihn hypnotisieren. Man kommt der scharmanten Person ja gern bis zum äußersten entgegen, aber nur bis zum äußersten. Mag sie mit dem Boche tändeln, ist ja doch

nur ein Spielzeug wie alle anderen ... Aber nur bis zum äußersten.

Mit kurzen stackernden Schritten ging er davon, fast unhörbar über die Teppiche. Sein Bursche öffnete vor ihm her die Türen. Die Quaste seines Gürtels schleifte noch nach.

Parbleu! Er wird sich doch nicht beunruhigen lassen. Trat vor den Spiegel, richtete sich schlank auf. Die Falten des türkischen Schlafrockes schlugen um seine hagere, zähe Gestalt.

Die Haare ja etwas stark gelichtet, auch das Gesicht schon bedenklich verwüstet, man hatte schon Mühe, die Falten zu überschminken, besonders das faltige Gehäute um den Mund. Trotzdem — man hat noch Feuer in den Augen und im Blut. Ein Körper wie aus Gips gemeißelt. Der Nacken unbehaart wie der einer Frau, die Hände — sagte sie nicht, daß sie sich in seine Hände verliebt habe? Der ganze Mensch bis in die Nähte hinein herausgebürstet. Kultur ... Kultur, eh ja, ja!

Er lächelte eitel. Die Spinne saß noch in seinem goldenen Netz und wenn sie nun einen dicken Käfer in ihr Spinnweb lockte, so trank sie eben mit graziösem Schlürfen sein Herz aus wie alle, andern. Für sie war's nur ein Schluß oder zwei. Gönnte man ihr's — aber nur bis zum äußersten, saorebleu!

Sein Bursche trat hinter ihn, zog ihm den Schlafrock aus. Die Hände auf dem Rücken, spazierte er in Unterhosen auf dem Teppich auf und ab. Wird ein paar Zigaretten rauchen zur Beruhigung und dann weiterschlafen.

Es klopfte. Sein Adjutant, Monsieur Laroche, fühlte sich gedrungen anzufragen, wie der Colonel sich nach dieser

abscheulichen Affäre befinde. Er hatte sorgfältig Toilette gemacht, den blühweißen Steifragen fingerbreit über dem Uniformtragen. Er hatte sich nicht beeilt, etwa mitten in die „Affäre“ hineinzugeraten.

Der Oberst spazierte ununterbrochen weiter, es war ihm durchaus nicht unangenehm, daß er sich ein bißchen verschwätzen konnte. Es brummte ihm da etwas im Kopfe herum, er kriegte es nicht zur Ruhe und wenn er bis zur Betäubung raucht. Also schwätzen.

„Sie werden Protokoll über den Fall nehmen, nicht wahr, Monsieur Laroche? Sie werden mir das Ding in die mittlere Schublade meines Sekretärs legen, und nach drei Wochen erinnern Sie mich wieder daran, nicht wahr, Monsieur Laroche? Wir haben doch jetzt andere Dinge im Kopf, als eine Prügelei zum Staatsprozeß großzuziehen. Eh ja, Monsieur Laroche, man könnte, wenn man wollte, aus diesem Ding einen Prozeß fürs Kriegsgericht drehen. Man könnte —“ er blieb stehen, paßte nachdenklich zur Decke hinauf „einen Landfriedensbruch herauskonstruieren, wie? Man könnte wahrhaftig viel aus solch einer dummen Geschichte machen, nicht wahr, Monsieur Laroche?“

Der Adjutant wußte zwar nicht recht, wo hinaus er wollte, war auch nicht begierig es zu wissen, verbeugte sich zwei-, dreimal kurz, stoßweise und zustimmend und unverbindlich: „Aber gewiß, mein Colonel, gewiß, gewiß.“

Mit seiner frauenhaft gepflegten Hand hieb der Oberst nach den Wölkchen seiner Zigarette, schnidte mit dem Kopf.

„Eh wohl! Lassen wir das einstweilen. Trinken wir eine Goutte und werfen uns wieder aufs Ohr.“

Er entnahm dem Schränkchen seines Sekretärs eine mit Bast umspinnene Flasche alten französischen Kognaks, schenkte ein. „Möcht bloß wissen, was die Deutschen ohne unsern Kognak anfangen. Sie werden doch nicht den Fusel aus Brennspritus und Rübenzucker trinken.“

„Aber da möcht ich bitten, mein Colonel! Eine Nation, die Mehl aus Stroh konstruiert und Brot aus Kleie bäckt, um nicht zu verhungern!“

„Tiens! Wenn das richtig ist, daß sie das knapper werdende Fett aus Spülwasser herausfiltrieren, dann haben wir sie ja bald so weit, wie?“

„— daß ihnen die Zunge heraushängt, ja, ja. Man kann diese Deutschen, die starke Esser sind, nicht besser züchtigen, als durch den Brotkorb.“

„Eigentlich kann einem das Volk leid tun, wie?“

Ei Teufel! Was war das?! Ein Schlag im Boden, als müsse das Haus zusammenbrechen. Die Tür nach dem Gang, die nur angelehnt war, flog weit auf. Durch die Fenster ein schmetterndes Klirren.

Der Oberst sprang hinzu, stellte fest, daß das auf den Balkon zulaufende Fenster gesprungen war.

Beide traten auf den Balkon hinaus, spähten in die Nacht.

„Von Neuville her“, sprach der Oberst erregt, „es sind die unsern.“

„Eine unserer schweren Wurfminen zu zweihundert Pfund, man feuert sie paarweise.“

„Es riecht erstickend nach Rauch.“

„Pardon, bitte, bemerken Sie nicht den matten süßlichen Geruch?“

„Man wird doch nicht —“

„Gasangriff. Scheint so.“

„Schließen wir das Fenster, es ist nicht auszuhalten. Noch ein Gläschen, mein Lieber?“

„Ich bitte.“

„Die Engländer wollten mit einem Gasangriff losgehen. Hoffentlich legt nun auch Joffre los. Wer hat ihn da neulich einen Bammel, einen Schlenderjakob und Froussard genannt?“

„Ah bah! Ganz Paris nennt ihn so.“

„Auf Ihre Gesundheit, Monsieur Laroché!“ Er warf mit einem Schluck den Inhalt des Glases hinunter, seine Zunge leckte schnalzend um die Lippen. Dabei beugte er sich über die auf dem Konsoltisch ausgebreitete Generalstabskarte, suchte hastig mit dem Finger darüber hin.

„Wir rechnen beim ersten Offensivvorstoß auf einen Verlust von höchstens 600 000 Mann. Die zweite und dritte Attacke würde zusammen noch einmal 600 000 Mann kosten. Bleiben rund drei Millionen für die Eroberung Elsaß-Lothringens und der Rheinprovinzen.“

Der Adjutant wurde sehr mobil.

„Schließlich kann es für eine wohlvorbereitete Armee keine Unmöglichkeit mehr sein, fünf aufeinanderfolgende Linien eines Befestigungsbandes zu durchstoßen. Das ist alles, dahinter ist nichts mehr.“

„Oh nein, nein, dahinter ist nichts mehr. Was die Kriegsgefangenen da von einem zweiten ebenso starken Befestigungssystem gefaselt haben, ist dummes Gerede. Sind wir durch den ersten Panzer, brauchen wir nur noch mit dem blanken Säbel zu verfolgen.“

„Welch glorreiche Aufgabe für unsere Kavallerie, mein Colonel!“

„Endlich mal, ja, ja! Man kennt den Glanz unserer Kavallerie. In diesem blödsinnigen Krieg gibt's für Reiter nichts mehr zu tun. Man kann sie doch wahrhaftig nicht gegen Drahtverhaue, Wolfsgruben und Panzertürme ansprengen lassen.“

„Der Teufel könnte uns da in eine Attacke reiten —“

„Was schwätzen Sie denn?“

„Ich meine, wenn wirklich vier Kilometer hinter dem ersten Panzer ein zweiter —“

„Monsieur Laroche, es liegt kein Grund vor anzunehmen, daß wir Schafsköpfe sind, nicht wahr?“

Hielt ihm die Zigarettendose hin, stand auf, um sich zum Gabelfrühstück mit der Herzogin umzukleiden.

Er legte den dunkelblauen Dolman an, graublauwe Bein- kleider und Lackschuhe. Er war noch ärgerlich. Wenn sich Madame darauf verbissen hat, den Gefangenen in der Ambulanz zu behalten, gibt es jetzt einen unliebsamen Auftritt.

Er beeilte sich, aber sie war schon zu Tisch, schob sich die schwedische Platte her, tippte mit spitzen Fingern eine Muschel mit pikant angerichteten Sachen auf, naschte am Malossol, stocherte sich die auf Schüsseln aus Blätter- teig arrangierten Horsd'oeuvres aus Rebhuhn, Kapannen und Tauben heraus.

Sie nippte daran; nur nippen und schob es weg. Sie wird nie so unkultiviert sein und sich satt essen. Sattsein verdickt die Hüften. Ein Gourmand — pfui! Brutal. Aber ein Gourmet, ei dada!

Ohne nach dem Eintretenden hinzusehen, schlürft sie ihre Auster, ruft sehr lieblich ihr Gutenmorgen, zwitschert ihr melodischstes Französisch, hält ihm verwöhnt die linke Hand zum Kuß hin, während sie mit der rechten die Austermuschel wie eine Opferschale an die Lippen bringt. Alles mit Schwung und Plastik.

Er küßt flüchtig, legt sich in den Korbsessel zurück, den ihm die Ordonnanz unterschiebt.

Erstaunt blickt sie auf.

„Hat Colo eine Fliege im Kopf?“ fragt sie schleckend.

„Nicht, daß ich wüßte“, erwidert er fast gravitatisch.

Sie lacht leise und belustigt.

„Wenn man's nicht weiß, dann ist's ganz sicher.“ Warf die leere Muschel ins Körbchen. „Oh lala! Was ist mit meinem Colo, wie?“

„Nicht, daß ich wüßte“, sagt er noch steifer.

Sie streckt ihm die Finger hin, die noch feucht von Zitronensaft sind.

„Ablecken!“ sagt sie lakonisch.

Er biegt sich zurück. Er tut's nicht, er tut's wahrhaftig nicht. Also richtig, die Fliege sitzt ihm im Kopf.

Nun ist sie neugierig, wie er's anfangen wird, mit ihr zu streiten, nur neugierig.

Sie rief der bedienenden Ordonnanz zu: „Öffne die Tür zur Terrasse, François, und geh hinaus, aber stell dich nicht hinter die Türe, Galgenstrick, es gibt nichts Neues, was du nicht schon weißt.“ Winkte ihm mit der Hand ab.

Nun richtete der Colo sich im Sessel auf, begann umständlich sich einige Kaviarbrötchen von der Platte zuzulegen.

„Madame hat nichts diese Nacht gehört?“ fragte er kühl.

„Madame hat alles gehört, mein Freund.“

„Und weiß Madame —?“

„Madame weiß auch alles, mein Freund“, nickte sie leicht hin.

„Eh! und?“

Sie knapperte an dem Zwieback, sah gleichmütig zu ihm hin. Wollte er wichtig genommen sein, der Colo? Sie wird sich hüten. Er gehörte zu den Menschen, die erst wissen, wieviel wert ihre kleine Persönlichkeit ist, wenn man sie auf einen Stuhl stellt. Ah nein, nein! Sie wird sich diesen Colo nicht verziehen, sie wird ihn unter den Stuhl stellen, wenn er nun nicht gleich artig ist.

Da nahm der Oberst hastig einen Schluck Malaga, sah sie über das Glas hinaus flüchtig an.

„Ich werde den Gefangenen natürlich anderswo unterbringen lassen müssen.“

„Anderswo?“

„Bedauere unendlich.“

„Und Ihr Wort, mein Herr?“

„Werde ich selbstverständlich Madame halten. Er bleibt die zugestandene Frist noch im Schloß, aber —“

„Aber? Eh?“

„— dort, wo er Madame nicht mehr in die Lage bringt, Madame ins Gerede zu setzen.“

„Unverschämter!“

Sie schnellte auf, schlug ihm das Taschentuch ins Gesicht und wild durch's Zimmer, sprudelte ein tolles Durcheinander, wütete ihn mit funkelnden Blicken an, ließ ihn nicht zu Wort kommen, schüttelte abwehrend die Hände



gegen ihn, wenn er den Versuch zu sprechen machte. O! Sie war in rage! Sie möchte irgendetwas zertrümmern, irgendetwas, am liebsten den dummen Schädel dieses eingebildeten Affen.

Das wagt er ihr zu sagen! Elender Schwäger! Ein Besenstiel von Mann! Wenn er auf die Nase fällt, sagt er pardon. Er würde sie um Mitternacht wecken, um zu sagen: Wünsche wohl geruht zu haben!

Und solch ein Honigkuchenmann wagt's! Ah mein Gott! Wenn er jetzt noch spricht, ruft sie die Brigadiers herauf und läßt ihn durch seine eignen Leute abführen!

„Scht!“ winkt er peinvoll mit beiden Händen ab, „wenn Madame schreit, schließe ich das Fenster.“

Sie schluchzte in einem schmerzenden Schrei auf.

„Schreien sagt er, schreien! Als spräch er mit seiner Köchin!“

„Scht! Scht!“

Da wehte sie drohend auf ihn zu.

„Wenn Sie noch einmal Scht sagen, erwürge ich Sie!“

Er sprang auf, fiel ihr abwehrend in den Arm. Sie aber griff zu, riß ihn an seinem Schnurrbart, stieß ihn von sich.

„Da! Da! Jetzt rühren Sie mich noch an, mein Herr!“

Er taumelte zurück, war totblaß, griff nach seinem Mund, nahm das Taschentuch, tupfte sich den Mund ab.

„Ich gehe, Madame. Sie werden mich nie wiedersehen“, keuchte er zitternd.

„Unterstehen Sie sich!“ War mit einem Sprung bei ihm, schüttelte ihn an der Schulter, warf dann sich weinend auf die Chaiselongue. „Er tötet mich, er tötet mich!“

Ein plötzlicher Umschwung seiner Wut. Er eilte mit verbend ausgebreiteten Armen auf sie zu.

„Philomène! Aber ich bitte...“

Da floh sie von der Chaiselongue auf und in die Fenster-  
nische. Er eilte ihr nach.

„Chérie!“

„Fort! Nicht anrühren!“

Stürzte von ihm weg und in den Korbsessel.

„Ich beschwöre Sie —“

„Wie er mich quält, mein Gott!“

„Aber ich will Sie doch nicht quälen, ich will Sie ver-  
söhnen —“

„So lange läßt er mich weinen, der Herzlose!“

Da liegt er vor ihr auf den Knien, ist nur froh, daß  
sie ihn nicht wegstößt. Spricht beschwörend auf sie ein.

Sie läßt ihn reden, weint auch nicht mehr. Ihr Zorn  
ist verflogen. Der Sturm ausgetobt. Zäh, wie er kam,  
verlöscht er. Es fällt ihr nicht ein, jetzt noch lange  
Redensarten zu machen. Er soll sie ruhig lassen. Sie  
will nichts mehr hören. Mag er mit dem Gefangenen  
tun, was ihm beliebt.

„Darf ich die schöne grausame Hand küssen?“ fragte er  
und hob ihre Fingerspitzen.

Sie ließ ihn gewähren. Er war ihr noch widerwärtig,  
aber es hatte keinen Sinn, noch mit ihm zu streiten. Sie  
sah ja, wie erboßt er noch war. Die Lippen rissen ihm  
um das Mageniergebiß. Aber er war zu schwach und zu  
eitel, um mit schlechtem Eindruck von ihr zu gehen.

Er küßte ihr die Hand, zwei-, dreimal flüchtig mit  
spitzem Mund. Und eiligst zur Thür.

„Ich bin unglücklich, daß Sie heute einen langweiligen Tag haben werden, meine Liebe. Wir haben im Stab Konferenz, wir haben die Ehre, den General erwarten zu dürfen. Auf Wiedersehen, verehrte Freundin! Wünschen Sie ein Auto? Ja, bitte, fahren Sie zum Wald, liebe Philomène, oder fahren Sie durch nach Paris, ja, bitte. Wohl, wohl! Madame hat nur zu verfügen. Ich lege mich zu Ihren Füßen, zu Ihrem Mignonfüßchen. Wiedersehen!“

So. Und nun war er froh, hinaus zu sein. Er hatte ihr keine Zeit zu weiterem Reden gelassen, er überschüttete sie mit Artigkeiten, um sich einen schnellen Abgang zu sichern und nicht wieder auf den verdammten Deutschen zurückkommen zu müssen.

„Machen Sie mit ihm, was Ihnen beliebt“, hatte sie ihm zugeflehert. Das hieß natürlich: „Unterstehen Sie sich, mit ihm zu machen, was Ihnen beliebt.“

Aber wenn man es nun wörtlich nahm und nachher Überraschung mimte, wenn sie ihn zur Rede stellte . . . Eine unberechenbare Frau, köstlich, ganz köstlich, gerade darum. Die vielen Frauen, von denen er sich einmal beherrschen ließ und die dann so gräßlich langweilig wurden! Diese da nicht. Nie! Sie läßt ihn nicht alt werden neben sich, sie läßt ihn rennen wie ein Zirkuspferd. Eh, jaja! Sie wird ihm gewiß einmal den Schnurrbart ausreißen.

Und dafür macht er ihr nun einen Strich durch die Rechnung mit dem verdammten Boche. In seiner Verliebt-heit schillerte immer eine gewisse Feindseligkeit durch. Die heimliche Wut, daß sie seine Eigenliebe wie verbrauchte Bahnstocher zerknickte.

Wenn er ihr also hie und da etwas heimzahlen konnte, schwoll ihm die stille hämische Schadenfreude ins Blut.

Als er gegangen war und die Tür hinter ihm zufederte, schnitt die Herzogin eine Grimasse fürchterlichen Widerwillens, ballte ihr Mundtuch zusammen und warf es gegen die Tür. Zum Teufel soll er gehen, je eher, desto besser.

Sie hätte nicht übel Lust, zu singen . . . Nein, dä . . . Kommt er nicht zurück? Er wär imstande. Ja, dä! Den Kopf hereinzustecken und zu sagen: „Ich bin glücklich, konstatieren zu können, daß Madame wieder guter Laune ist.“

Er soll aber nicht wissen, daß sie guter Laune ist. Er soll sich hüten, ihr den Gefangenen wegzunehmen! — Uff lala! Was liegt ihr denn daran? Aber natürlich liegt ihr daran. Warum soll ihr auch nicht daran liegen? Colo ist eifersüchtig. Colo ist ein Affe. Daß er sie beleidigte, hätte sie nicht aufgebracht, aber daß er herrisch über den Gefangenen verfügen wollte, den er ihr für eine Woche geschenkt — pfui dä! Das war nicht ritterlich. Und eben darum hat sie ihn doch ein bißchen lieb, weil er charmant ist, ein so süßer, armer, dummer Waschlappen. Er würde ihr ja seine Haut zu Zigarettenpapier hergeben.

Oh also, Colo wird sich hüten, ihr den Gefangenen wegzunehmen.

Sagt sich das immer wieder, weil sie sehr unsicher, sehr unruhig ist. Patata! Sie wird noch Malaga trinken — nein, lieber nicht, sie ist erhitzt, das Blut zupft ihr in den Schläfen. Colo wird sich hüten . . .

Sie legt ihren breiten Hermelinschal um, den sie hinter sich über den Sessel geworfen hatte, tritt auf die Terrasse hinaus. Ein Mittag ohne Sonne, aber schwül und dunstig.

Die Feuchtigkeit schwitzte aus dem Boden. Insektenchwärme wirbelten aus den Büschen am Bach auf.

Vom Wald her ununterbrochen ein Gewühl von Uniformen, wehenden Fahnen, starrenden Gewehren.

„Es sind belgische Truppen angekommen, Madame!“ rief jemand aus dem Park herauf. Die Herzogin beugte sich übers Geländer und sah den Doktor im weißen Operationskittel, der ihm über den aufgeschwemmten Bauch spannte.

Man hörte singen, einige Worte schallten deutlich herüber.

„Hören Sie zu, Madame, hören Sie zu!“ Der Doktor sumnte mit, schlug mit dem erhobenen Ringfinger den Takt dazu, nickte befriedigt mit einem gierigen Faunlächeln. „Hören Sie gut zu, Madame, es ist das Spottlied auf die Deutschen, die in Belgien nicht über den Yserkanal kommen können.“ Sprach es dem herüberhallenden Sang nach.

„Et on s'en fou  
de la guerre,  
et on s'en fou  
des casques à pointe chez nous.  
Sur le pont de l'Yser  
il a jeté Guillaume à terre  
le grand Albert.  
Et on s'en fou  
des casques à pointe  
chez nous.

(Und man pfeift auf den Krieg,  
und man pfeift auf den Preußenhelm

bei uns.

Auf der Brück von Yser,  
Guillaume ward zertrümmert  
durch den großen Albert.

Und man pfeift auf den Preußenhelm  
bei uns.)

„Was sollen belgische Truppen hier?“ rief die Herzogin hinunter.

Der Doktor horchte noch hinüber, stieß den Arm mit dem ausgestreckten Finger hoch.

„Das ist der Geist unserer Truppen von der Yser bis Verdun: sie spotten hinter den deutschen Granaten her! Ah! Glorreiches Vaterland, das von solchen Helden vertheidigt wird!“

„Wollen Sie mir nun gefälligst sagen, was die Belgier hier wollen, Monsieur Halsabschneider?“

Er höhnte die Hand um den Mund, rief es ihr mit gedämpfter Stimme hinauf:

„Es sind die aus Belgien herübergeflüchteten Wehrpflichtigen. Sie wurden in England ausgebildet und sollen nun vor den Feind. Aber man läßt sie etwas einen Umweg machen, verschickt sie da- und dorthin, damit nicht vorzeitig herauskommt, wo sie eingesetzt werden. — Mich wundert, daß der Colo das Madame verschweigt“, warf er ihr den Spieß hin. Sie zahlte sofort zurück:

„Er wollte mir wahrscheinlich den Vorzug lassen, es durch ein anderes Schwanzmaul zu erfahren, Monsieur Leichenfabrikant.“

Er verbeugte sich tief.

„Gestatten Madame, daß ich mich zurückziehe? Ich muß

sehen, wo ich unsern Gefangenen unterbringe. Man kann ihn natürlich nicht mehr bei unsern Pioupioux lassen. Ich werde Madame also noch im Laufe des Tages sehen.“

„Oh, warum ‚also‘?“ entfuhr es ihr heftig.

Da hob sich das Gesicht mit dem Faunlächeln, sah geradewegs zu ihr hinauf —

„Wenn Madame ihre Krankenbesuche macht, wird Madame sich wohl durch mein Wartezimmer zu dem Gefangenen begeben müssen — er ist in der Isolierzelle untergebracht.“ Verbeugte sich nochmals. „Im übrigen ganz zu Diensten, Madame.“

„Satan!“ zischte die Herzogin, griff mit zappelnden Fingern in den Hermelin, trippelte erregt auf der Terrasse auf und ab.

Dieser Colo hat's also durchgesetzt. Aber er steckte sich hinter den Doktor. Er wagte es nicht, offen gegen sie aufzutreten. Noch nicht. Sie hatte ihn noch in der Gewalt. Jetzt durfte sie nicht nachgeben, durfte nicht! Sonst verlor sie ihn aus dem Hügel. Eh! Also die Kandare fester ziehen.

Fein ausgedacht. Bravo! Bravo! Ihre Besuche bei diesem Deutschen werden kontrolliert, sie muß durch das Wartezimmer, natürlich wird dort jedesmal der Affe den Kopf herausstrecken. Schändliches Komplott! Sie wird Colo eine Szene machen, eine Szene... Ist sie verrückt? Sie wird ihm keine Szene machen. Er wird die männliche Hand aufs Herz legen und beteuern, daß über die Kranken an erster Stelle der Arzt zu bestimmen habe und daß es ihm fern gelegen habe, seine liebe Freundin zu kränken.

O! O! Madame zucken die Hände, sie möchte rechts und links ohrfeigen.

Und gerade dieser Doktor! Es kann dem Menschen ja nichts angenehmer sein, als sie zu ärgern. Hat sie ihn nicht einmal abgewinkt, als er dreist wurde? Er glaubte natürlich nur einen halben Schritt auf die Frau zu machen zu müssen, um sie zu besitzen. Wie alle Männer. Ein kleines Entgegenkommen ermuntert zum Zugreifen. Wie alle Männer. Ah, sie kennt sie, diese französischen Männer. Mit ihrer Eigenliebe kokettierend wie eine Frau mit gefärbten Augenbrauen. Der Weg in die Amtsstube führt über die Chaiselongue.

Ei, nein, nein! Sie will sich über diesen Doktor hinweg einen köstlichen Triumph holen.

Mit hüpfenden Schritten, die Melodie des belgischen Spottliedchens nachsummend, zurück ins Zimmer und drückte auf die Glocke ... Et on s'en fou de la guerre ...

Georgette im koketten weißen Bierschürzchen schlüpfte herein, sprang hinzu, da die Herzogin den Hermelinschal abwarf, fing ihn auf.

„Du wirst jetzt aufpassen, was ich dir sage, verrückte Fliege!“

„Zu dienen, Madame.“

„Du gehst zum Saal und sagst den bösen Jungen folgendes: Ihre Durchlaucht die Herzogin wird heute ihre Krankenbesuche nicht machen. Sie mag die Tölpel nicht sehen, die ihr heute Nacht Skandal im Haus machten. Verstanden?“

„Bardon, Madame, ich werde sagen die Rüpel. Wenn man sagt: Ihr seid Rüpel, so heißt das: Ihr wärt im-



stand, ihrer Durchlaucht der Herzogin eine Kartoffel in die Nase zu werfen.“

„Das wirst du nicht sagen, wenn ich bitten darf!“

„O, Madame, es gibt im Artois keine schlimmere Grobheit, als wenn man sagt: Du bist imstand, jemand eine Kartoffel in die Nase zu werfen.“

„Pfiu! Eine Kartoffel in der Nase ist ein unanständiger Gedanke. Das wirst du also nicht sagen! — Eh wohl! Sag, was du willst. — Aber den Gefangenen muß ich doch bestrafen, nicht wahr? Er soll zu mir kommen. Hörst du? Um fünf Uhr heute Nachmittag führst du ihn zu mir. Ich werde ihn tüchtig am Ohrläppchen zupfen müssen, tüchtig.“

„Sehr wohl, Madame, ich werde ihn in die Mansarde führen.“

„Was fällt dir ein, närrisches Unkraut du! In meine Mansarde diesen Menschen? War er nicht schon in meiner Mansarde, eh Georgette? An dem Abend, als man ihn einbrachte, wie?“

„Und weil der arme Hund nun doch schon in der Mansarde war —“

„— soll ich ihn auch jetzt wieder einlassen, glaubst du? Du bist eine elende Närrin. Wie sagt man doch — es geht ein Narr nach Rom und kommt als Narr zurück. Im übrigen mache, was du willst, dumme Kröte.“

Das hieß: Untersteh dich, ihn nicht in die Mansarde zu führen!

„Sehr wohl, Madame.“

Berschwand. Da rief die Herzogin sie wieder zurück.

„Ich will ihn nicht in dem Lazarettkittel sehen, der

riecht nach Chlor. Bring ihm einen Schlafrock von Monsieur.“

Um drei Uhr kam der Maître de la Mancha, um mit Madame griechische Gymnastik zu machen.

Maître de la Mancha war im Depot als Zeugmeister einberufen. Er hatte vor dem Krieg großen Zulauf als Ballettmeister und Körperplastiker. Mit leidenschaftlichem Eifer betrieb man in den Pariser Salons seine griechische Gymnastik. Man übte sich im Plastikstellen, man kleidete sich dabei so viel als möglich aus, um sich dem Ideal zu nähern, man war sehr berauscht in das „Ideal“ und sehr verliebt in Maître de la Mancha.

Die Herzogin war im Plastikstellen schon bis zu den Freiluftübungen gekommen, als der Krieg ausbrach. Da fügte es der Himmel oder ein galanter Freund, daß Maître de la Mancha als Zeugmeister in das Depot bei Belle-Seannette kam und vom Heldentod bis auf weiteres verschont blieb.

Die Freiluftübungen in Belle-Seannette fanden auf dem Türmchen des Schlosses statt. Hoch droben, wo die Fahne gehißt war und der Wind knatternd hineinfuhr. Die Plattform war mit Zink gedeckt und mit Matten belegt. Um das Gelände zum Schutz gegen Sicht eine kurzgeschnittene künstliche Versailleser Hecke.

Maître de la Mancha hatte gewünscht, daß die Herzogin zu der Kategorie 3 der Freiluftübungen das „Delphinenkleid“ anlege. Das Delphinenkleid war ein fahlgrünes Schleiergewebe, das sich den Bewegungen ihrer über schlanken Gestalt mit schmiegendem Faltenwurf anlehnte.

Heute übten sie an Tizian. Das Mädchen mit den

Blumen. Entsetzliches Kunststück. Die Arme hochheben, ohne daß sie aussehen, wie erfrorene Leberwürste — das Blumenkörbchen wie eine Schneeflocke auf den Fingerspitzen, das Gesicht erhoben mit einem Ausdruck von betender Bästernheit — oh par exemple! Das war keine Kleinigkeit. Nichts in den Bewegungen einer großen Dame, einer Pariser Dame, war eine Kleinigkeit. Sagt Maitre de la Mancha. Diese gepflegten Kleinigkeiten bauen die Schönheit auf. Eine Dame ist die aus Bijouterien zusammengesetzte Frau. Eine Frau ist nicht zusammengesetzt, sie ist bloß — die Rippe Adams. Sagt Maitre de la Mancha. Und Maitre de la Mancha sagte noch, daß man der Französin wohl die Mode, aber nicht die Grazie nachahmen könne, weil die Französin bis zur Frau hinunter — Dame sei.

Trotzdem hatte es Maitre de la Mancha die undenklichste Mühe gekostet, diese Herzogin zu lehren, wie man ein Weinglas zum Munde führt — nein, wie man es hebt, wie man es zwischen zwei Finger nimmt ohne gezieltes Spreizen, aber auch ohne Wölbung zur Faust. Diese Herzogin hatte sich ihren Schliff zwar schon enorm kosten lassen und ihr funkelnder Geist gab ihr eine gewisse Macht über die Menschen, aber Maitre de la Mancha begann sein Kunststück damit, daß er zunächst mal alles umstülpte, was seine Schüler bisher an Allüren erworben hatten. Das Wesen des Genies besteht darin, genau das Gegenteil zu tun wie alle andern. Sagte Maitre de la Mancha.

Da war plötzlich die Luft erfüllt von dumpfem Lärm und fernem Heulen, schwoll an und immer stärker, bis es mit tosendem Rollen in der dunstigen Weite zerplatzte.

Drunten hörte man rufen: „Unsere famose Artillerie säubert das Gelände zum Generalsturm.“

Da hob die Herzogin ihren nackten Fuß, um mit Maitre de la Mancha den pas de deux zu machen. Verklärt sagte der Maitre:

„Ah, Madame! Ist es nicht erhaben, daß in der Feuerzone dieses brutalen Krieges die heilige Kunst noch eine Stätte findet? Diese göttliche Beweglichkeit des Gefühls! Welches andere Volk macht uns das nach!“

Es sprenkelte aus der Luft. Die feuchte Schwüle sank niedertauend.

Die Herzogin zog fröstelnd die Schultern hoch. Maitre de la Mancha legte ihr den weitfaltigen Beduinenmantel um und schritt mit ihr die Wendeltreppe hinunter.

In der Halle drunten schlug es vier Uhr. Georgette wartete im Schlafzimmer. Madame mußte sich nach der Anstrengung eine halbe Stunde niederlegen.

Inzwischen machte Georgette im Ankleidezimmer alles für die Nachmittags-toilette zurecht. Madame hatte das Samtkleid in Violett befohlen; auf die matte Haut wirkte es belebend. Auch gab es Menschen, die bei der Berührung von Samt einen eignen Reiz verspürten. Madame wußte genau, welche Stoffe „wirkten“. Ihr war das Ankleiden keine Notwendigkeit, sondern eine Kunst und — eine experimentierende Philosophie auf die Menschheit.

Durch die Dachfensterchen der Mansarde spann sich eine fahle melancholische Dämmerung. Ein Streif des bleichen Lichtes fiel auf das Tischchen, an dem die Herzogin saß und ihre Rärtchen nach Paris schrieb. Daneben eine

Schale mit Kognakbohnen, in die sie ab und zu griff und den Alkohol ausschürfte.

Henry Coq hatte ihr da einige ganz auserlesene Ansichtskarten mitgebracht. So eine aus dem Eljaß. Hoch in den Lüften ein französisches Flugzeug, die Elsäßer strömen herzu, winken, grüßen hinauf, eine Mutter hebt ihren Säugling empor, Kranke erheben sich von ihren Bahren, recken die Arme; jubeln: *L'oiseau de France!*

„Die Armen!“ denkt die Herzogin gerührt, „im Juli sind sie erlöst.“

Und dann die Postkarte aus Belgien, abgestempelt am 15. Januar 1913. Das belgische Land in Feuer und Rauchwolken getaucht. Darüberhin segelt mit wildem Flügelschlag der deutsche Adler, der natürlich den gehäßten Helm trägt. Mit höhnnendem Krähen empfängt ihn der gallische Hahn. Als Aufdruck die waffentirrende Mahnung: *Belges, êtes-vous prêts?*

Schritte durch den Gang? Noch war es nicht fünf Uhr. Ihr prussien war pünktlich. Ein blitzendes Lächeln um ihren ironisch geschürzten Mund.

Ein fieberhaftes Wünschen in ihr. Sie hat in jener tollen Nacht durch einen Wink ihrer Hand französische Granaten auf Voretto gesandt. Sie hat über Barbaren gesiegt. Der Tiger hat Blut geleckt und lechzt nach mehr.

Ah, pfui nein! Sie ist doch kein Metzger. Warum muß man durch Blutdurst siegen? Berrückte Welt! Man soll Männer nicht durch Männer besiegen lassen. Eine einzige schöne Frau kann stärker siegen, als eine ganze Brigade Soldaten. Durch Blut und Waffen besiegt man die

Kraft. Aber Frauensiege wandeln die Seele, die Vernunft, den Troß, den Willen, den Widerstand.

O, wie sie lächelt! Sie lächelt fein, sie lächelt entzückend frivol. Ein Lächeln, das beißt und küßt.

Eh, was denn? Kommt so plump ihr Preussien hergestapft? Murrende Männerstimmen, Aufstoßen eines Gewehrkolbens. Es klopft. Sie kann knapp ihr Entree rufen, da tritt ihr Preussien herein, breitschulterig, die Brust heraus, über dem Stirnverband büstenförmig geschnitten das dichte braune Haar, aber in seiner feldgrauen verwaschenen Uniform und den seidenen Schlafrock überm Arm. Verbeugt sich, faßt etwas verlegen an sein Schnurrbärtchen, dreht, zwirbelt daran und sagt's beklommen lachend heraus:

„Entschuldigen Sie, aber ich konnte wirklich nicht in dem Ding da kommen.“ Warf den Schlafrock über den Stuhl, eine trozig schämige Bewegung, als treibe ihm schon der Gedanke daran das Blut in den Kopf.

Sie legte sich in den Sessel zurück, faltete die Hände im Schoß, schillerte ihn mit blanken Blicken an.

„Ich will Sie aber nicht in diese abscheulich Lappen da.“

„Dann schicken Sie mich nur schleunig wieder um.“

„O! Hätten Sie wohl sehr gern?“

„Wär mir gleich.“

„Ganz unverschämt, Sie!“

Er schupfte die Schulter, zornig schupfte er sie.

„Glauben Sie denn, daß es mir ein Vergnügen wär, im Schlafrock zwischen zwei Brigadiers hergeführt zu werden?“

Witzschnell saß sie aufrecht im Sessel, ihre Hände fielen trallend wie Katzenpfötchen auf die Lehne.

„O! Was sagen Sie da? Hat man —? Ja? Zwischen zwei Brigadiers? Ah, c'est impermis! Ich werde directement nach diese onverschämte Brigadiers recherchieren lassen.“

„Sie stehen ja noch draußen.“

Sie schnellte auf, stand schlank wie ein Strich. Ihre Augen funkelten.

„Ah!“ rief sie, „Ah!“ riß heftig die Thür auf, stürzte fast auf die zwei Soldaten, die, auf ihre Gewehre gestützt, die Thür bewachten.

„Zurück, Brigadiers, zurück! Ich gestatte niemand, an meiner Thür stehen zu bleiben.“

Sie blieben aber stehen. Da klatschte sie ungeduldig in die Hände, als müsse sie Hühner verscheuchen.

„Eh bien?“

„Unser Befehl ist, den Gefangenen hierher zu bringen und wieder abzuliefern, Madame.“

„Und ich befehle, daß ihr sofort von meiner Thür weggeht!“

„Wir dürfen nicht, Madame.“

„Die Herzogin d'Aiguillon befiehlt!“

„Wir haben keine Order, der Herzogin d'Aiguillon zu gehorchen.“

„Wer gab euch die Order?“

„Wir empfangen unsere Befehle von dem diensttuenden Unteroffizier.“

„Dann sagt dem diensttuenden Unteroffizier, daß er ein Esel ist!“

Krach! Zuflog die Thür. Die Herzogin stürmte im Zimmer auf und ab, zerknüllte ihr Taschentuch, tupfte sich in höchster Erregung das glühende Gesicht ab.

„Ich rase! Ich ersticke! Ich werde diese ganze Gesellschaft aus meinem Hause werfen lassen! — Warum stehen Sie da wie ein gefrorener Fisch, mein Herr? Gehen Sie doch hinaus und schütteln Sie diesen unverschämten Brigadiers die Fäuste unter der Nase! — Ah! Warten Sie, ich werde ...“ stürzte wieder auf die Tür zu, besann sich, kehrte zurück und ebenso heftig: „Nein! Ich werde nicht! Ich werde mich doch nicht ersticken. Pfui! Ich schweize ja!“ Sank in den Sessel, nahm aus der Handtasche ihr Puderbüschchen, an dessen Deckel innen ein winziger Spiegel eingelassen war, und tupfte mit flinker Handbewegung über das erhitzte Gesicht hin.

„Bion — nun bin ich wieder richtig. Mein Papillon soll sich zu mir setzen, wir wollen solange plaudern, bis die Brigadiers draußen schwarz werden. Eh nun? Kommen Sie doch! Ärgern Sie mich nicht, ich bin noch furchtbar wütherisch. Hier ein Stuhl. — Nein, dort den Schaukelstuhl, ich will, daß Sie bequem wie in Kuchenteig liegen. So, bitte, bitte.“

„Wie lange soll diese Unterredung dauern?“

„O, so lange, bis die da draußen schwarz werden, habe ich gesagt.“

„Und die Herzogin übernimmt dafür die Verantwortung?“

„Was Verantwortung? Ich nehme nie, nie eine Verantwortung, bitte!“

„Also ich.“

„Warum fragen Sie?“

„Ich frage ja nicht, ich möchte das nur feststellen.“

„O lala! Feststellen, feststellen“, ahmt sie ihm mit breiter



Stimme nach. „Alles feststellen in Preußen. Warum feststellen? Wir können uns doch auch unterhalten ohne feststellen. Amüsieren ohne Verantwortung, wie?“

„Um im Bilde zu bleiben: die Herzogin amüsiert sich und ich trage die Verantwortung.“

„Mais, mais, mais! Was wollen Sie nur mit ihre dumme Verantwortung? Ich ließ Ihnen rufen, also sind Sie auf alle Fälle im Recht.“

„Ich war auch im Recht, als ich mich nicht durch den verrückten Unterleutnant abmurksen ließ, aber Unrecht hatte ich trotzdem, und trotzdem und abermals trotzdem mußte ich ins Loch.“

Der verdrossene Grimm würgte ihm herauf, als müsse er sie für alle Unbill verantwortlich machen.

Sie drückte sich mit schmalen hochgezogenen Schultern in den Sessel, wippte mit dem Fuß, äugelte ihn lauernd an.

„Und wär es sehr, sehr schlimm, wenn — Sie — für eine — Dame — sich — ein wenig — ins Loch sperren ließen?“

„Ganz gewiß nicht, aber —.“

Sie tupfte ihm flüchtig und sehr gebieterisch mit dem Taschentuch an den Mund.

„Kein aber, bitte! Es ist wunderschön, für eine Dame ein bißchen ins Loch zu kommen. Fertig! Setzen Sie sich. Bitte sofort! Ja? In den Schaukelstuhl, mein Herr, ja?“

„Dann werde ich seekrank.“

„Oh, er will gar nicht gut haben, der Barbar. Wohl! Also werde ich, und Sie setzen sich in meine Sessel, ja?“

Er setzte sich schmunzelnd, es fing an, ihm Spaß zu

machen. Er fühlte es warm aus dem Rissen der Rückenlehne an sich heraufströmen. Ihre Körperwärme. Ein Gefühl wonniger Behaglichkeit überschüttete ihn. Mochten draußen die Brigadiers bis zum jüngsten Tag stehen, so lange diese höchst amüsante Frau wollte, blieb er bei ihr.

Er strich über den Verband hin, eine gewohnheitsmäßige Bewegung, wenn ihm die Nerven bis in die Wunde hineinrissen. Doch schien das andauernde Summen im Kopf sich zu mildern. Die Ruhe dieses seltsamen Raumes, das sterbende Licht, die temperamentvolle Französin da vor ihm, leise und schwebend gewiegt von dem schaukelnden Stuhl — es hatte etwas Einschläferndes, Traumhaftes — und — na — sie wippte mit der Schwebel hartnäckig auf seine Fußspitze.

Ob sie das wußte? Sie sah ihn an in lauerndem Lächeln. Er sah sie an mit wissendem Schmunzeln. Sie verwandte den Blick nicht. Er verwandte den Blick nicht. Es war, als kämen diese Blicke nicht mehr voneinander los. Bohrten sich mit wissendem Lächeln ein, und es schien, als ob dieses stille heiße Lächeln sich über das ganze Gesicht hinziehe, unter der Haut weiterbrenne, die Augen mit schillerndem Sehnen fülle, die Körper in wildem Spiel zueinander treibe.

Da stieß die Schwebel gegen das Tischchen und warf es fast um. Eine der Karten fiel zu Boden. Hans Arnold hob sie auf, hielt sie noch in der Hand. Der Adler mit dem deutschen Helm bannte seinen Blick.

Sie beobachtete ihn. Die Blut rich aus seinem Gesicht, das Schalksgrübchen an seinem Kinn glättete sich, straff und herb die gebräunte Haut.

Er laß halbblaut: „Belges, êtes-vous prêtes?“

Legte die Karte hin. Ohne ein Wort.

„Comment donc?“ fragte sie enttäuscht. „Sie wollen mich nicht erwürgen?“

„Sie nicht, aber den Gockel da mit dem französischen Schnabel.“

„Was ist Gockel?“

„Das Federviehchen, das auf die Eier kräht, die andere legen.“

„Bardon, es werden auch Eier bei uns gelegt.“

„Wenn mal schon, dann wird's auch in die Welt hinaus begackert.“

„Gackern ist ein häßliches Wort, mein Herr.“

„Auf Worte kommt's hier nicht an.“

„— sondern auf die Eier?“

„Stimmt.“

„O schade, wenn England euch jetzt hungern läßt, ihr nicht wenigstens ein Huhn im — Wappen habt, ihr Deutsche.“

„Wir haben einen Adler im Wappen, Madame.“

„Bouff! Wie kriegerisch er das sagt!“

„Ich bin nicht mal so kriegerisch wie Sie, Frau Herzogin. Aber das da,“ er schlug mit der flachen Hand auf die Ansichtskarte, „das ist schlimmer als der scharfgeschliffenste Preußensäbel. Das da ist der Militarismus, den eure Leute bekämpfen wollen. Diese ewige Nachsucht, die locker gemacht wurde! Das sind die Waffen, die sie Jahr auf Jahr heimlich geschmiedet haben. Sie haben das Volk gerüstet durch diesen Alarmruf. Belges, êtes-vous prêtes? Herr, gedenke der Athener! Das ist ein unehrlicher Militarismus, den wir nun bekämpfen müssen. Herrgott,

ich zog ja nicht gern in den Krieg, ich war ja das friedlichste Schaf, das man sich ins Bilderbuch malen kann. Aber jetzt, bei euch hier — Herrgott, die kalte Wut steigt einem, ich würd ja mit einem Küchenmesser losstürzen und mich zu den unsern durchschlagen, wenn's nur ging." Er hatte die Faust um die Karte gekrampft, dann stockte er, griff an den Verband, versiel wieder in seinen trockenen Gleichmut. „Das ist meine längste Kriegsbrede, die ich je gehalten hab.“

Sie sah ihn noch immer an, aber das lauernde Schimmern war aus ihren Augen. Ihre Stimme hart und blank:

„Ihr sind sehr verblendet, ihr Deutschen, ihr sind noch sehr mutig, ihr Armen. Aber es wird euch ja nicht nützen. Wir sein sehr viel mehr. Fünf gegen einen Deutschen. Entsetzlich! Und ihr seht das nicht ein.“

„Fünf gegen Einen?“

„Ja, mein Herr.“

„Es kommt darauf an. Mit fünfzig Hämmeln kann schon ein Schulbub fertig werden.“

„O! Was ist Hämmele?“

„Hämmel sind Schafsköpfe.“

„Pfui! Mein Herr, das ist ongerschämt! Die grande nation ist keine Schafsköpfe.“

„Das habe ich ja auch nicht gesagt.“

„Haben Sie nicht gesagt? O!“

„Hämmel sind Schafsköpfe habe ich gesagt, Frau Herzogin.“

„Ist la France Schafsköpfe, bitte?“

„Antwort verweigert — bis la France sie selbst gibt.“

„Nie! Nie! Nie!“

„Wie heißt ein französisches Sprichwort? Man soll niemals niemals sagen.“

„Dummes Deutschland! Wird bald keine Männer mehr haben!“

„Das sagen auch wir von euch.“

„Ah! Und die Deserteure, die zu uns herüberlaufen?“

„— sagen wir auch von euch.“

„Wissen Sie, daß wir täglich die Revolution in Berlin erwarten?“

„Wir erwarten sie seit einem Jahr schon in Petersburg und, seit wir in Nordfrankreich stehen, in Paris.“

„Ridicule! Ridicule! Wir haben euch nach Frankreich gelockt, um euch zu besiegen!“

„Ja, wir machen's und ihr siegt.“

„Mein armer Barbar! Er ist blind.“

„Madame hat den Vorzug, blind und taub zu sein.“

„Mon dieu! Wir sind beide im Recht oder sind beide verblendet, wie?“

Ein Ruck und Riß durch das ganze Haus. Die Fenster klickten.

Erschüttert sahen sich beide an. Das Donnerwort der tobenden Schlacht zerriß ihr müßiges Streiten. Dieser furchtbare Sarghammer wird pochen, bis die tote Vernunft auferweckt ist. Was vermögen hier Worte?

Über die Erschütterung hinweg sprang ihr Interesse auf. Sie behielt den Mann vor sich im Auge. Der jähe dumpfe Donner der Geschütze schien ihn bis ins Mark zu treffen. Sein Gesicht überschattete. Er wehrte sich gegen die quälende Trauer, die sich an ihn heranschlich.

Da fühlte er die forschenden Blicke der Herzogin wie Pfeile nach ihm zücken. Ihre Gedanken loderten in diesem spionierenden Forſchen.

„Armer kleiner Preuß!“ dachte ſie, „man braucht ihn nur anzusehen, um zu wiſſen, wie es mit Deutschland ſteht.“

Er raffte ſich zuſammen. Hier galt es, jede Muskel zu beherrschen, um nicht dem lauernden Argwohn zu den ver-rücktesten Vermutungen Anlaß zu geben.

Auch das beobachtete ſie. Und immer wieder ihr charmant verauſgabtes gönnerhaftes Mitleid.

Armer kleiner Barbar, armer kleiner Barbar!

Gab ſich einen Schwung und heftig ſchwebte und wippte der Schaukelſtuhl. Wie ein raſchelnder Bausch geworfen, ſprang ſie auf und dicht vor Hans Arnold. Ihr Kleid ſtreifte an ſein Knie. Drückte ihm ihre beiden Hände wider die Ohren.

„Nicht traurig ſein, mein papillon! Nichts mehr von Bummbumm! Gar nichts mehr. Was geht uns Bummbumm an, wie?“ Und zu ihm herabgebeugt, ſo daß ihre Stirn an ſeinem Verband lag, wiederholte leiſe und innig: „Was geht uns Bummbumm an? Wir wiſſen nichts mehr von dem Lärm da draußen ... nichts mehr ... gar nichts mehr ...“ ſtach ihre ſchillernden Blicke in ſeine weitoffenen Augen hinunter, und noch das leiſe ſplitternde Flüſtern: „Wir wollen ... nichts mehr ... wiſſen ... papillon, ja ...“

Herrgott! Da ziſchte ihm das Feuer ins Blut. Wenn ſie mit ihm ſpielen wollte, dann ſollte ſie ſich jetzt in acht nehmen.

Er ergriff ihre Hände. Wie Eiſenringe lag's plötzlich um ihre Handknöchel. Sie ſchrie leiſe auf. Ein zirpen-

der Schrei. Ein lockender Schrei. Herrgott, Herrgott, weiß sie denn, was sie tut?! ... Er riß sie an sich so heftig, daß ihr Kamm aus dem Haar fiel. Er spürte ihr zähes Wehren, ihre gegen seine Brust gestemmten Arme, die steif wie Stahlstäbe wurden, die schlanken zerbrechlichen Arme. Er wollte auffpringen, sie preßte ihn nieder, er riß sie auf seinen Schoß, sie wühlte sich auf, in heißem stillen Ringen drängten sie aneinander, krallten sich die Hände, schlug der brennende Atem in die glühenden Gesichter, leise und wild, sehrend und feindselig, in geknirschten fluchend erstickten Schreien:

„O du! ... du tötest mich, Barbar ...“

„— ... Jetzt hab ich dich ... ich will dich!“

„— ... ich schreie! ...“

Da preßte er seinen Mund auf ihren, küßte auf ihre knirschend geschlossenen Zähne ... sie schlug um sich, schlug auf seinen Verband los ... ein stechender Schmerz in seinem Kopf ... er bog zurück ... Da entwischte sie ihm, floh in den Winkel der Schrägwand, wo die Schlaftruhe stand und an der Statue der Notre Dame de Loretto die Ampel brannte.

Er stürzte auf und ihr nach. Sie floh ... ja, ja ... sie floh wie eine, die winkt, winkt, winkt ... Er stürmte polternd die Stufen hinauf in den rötlichen Dämmer, rief sie an, forderte sie, forderte! ... Griff mit fassenden Armen um sich ... Da glitt sie hinter die Statue ...

Hinter der Gottesmutter, der das lächelnde Kind auf der durchfurchten Hand saß, lauerte sie hervor.

Kalt schlug es ihm ins Blut. Dunkel vor seinen Augen — und eine Mondnacht — und in einer Kalkniße

von Loretto das lächelnde Kind auf einer bleichen Hand  
— — — eine stürzende Pappel ... und Blut ... und zer-  
setzte Knochen ...

Er schauderte. Trät zurück. Stumm. Ging bis zur  
Tür, drehte sich nach ihr um, verbeugte sich kühl und  
fremd. Und öffnete.

Die Wachtposten stießen die Gewehre auf, schulterten ...  
und fern verhallen die schweren Schritte.



## Den Dank, Dame, begeh'r ich nicht.

„Diese Nacht Generalsturm!“

Henry Coq brachte die Nachricht aus der dritten Feuerzone her, aber er versicherte, daß er bis zur Topartmühle da vor Carency vorgedrungen sei, unweit der Höhe 136, wo die blauen Teufel, die Jäger, und die marokkanische Division eingesetzt werden.

Aber Henry Coq war höchst unzufrieden. Henry Coq machte seine Reisen an die Front, die er in einem herrlichen Buche beschreiben wollte, mit einem eigens dazu angekauften Break nebst Pferd, Wagenlenker und Kleiderkoffer.

Das Gefährt ließ er in Mont St. Eloy zurück und wurde auf dem Proklasten einer Munitionskolonne mitgenommen bis, links abweigend von St. Eloy, von einem Wald in den andern, Bois des Alleux, vorüber an der Ferme La Motte und wieder ins Gehölz Villers au Bois und von dort in Bois de la Haie, von wo aus sich dichter Wald bis Carency hinzog. Abseits im Feld die zerschossene Topartmühle.

Henry Coq vermutete stark, daß man ihn durchs heftigste Granatfeuer spazieren führte, um ihn in Angst zu jagen und ihm das Wiederkommen zu verleiden. Verdammt

hochmütige Gesellschaft, diese Frontoffiziere. Hatten einen wütenden Grimm gegen die Pariser Strategen. Parblou! Man soll sich in acht nehmen vor der spitzen Feder Henry Coqs. Paris verlangt Phrasen.

Und dieser nüchterne Krieg entwickelt sich ganz und gar ohne Phrase. Wie soll man also das Volk hinhalten, wenn nicht durch eine brillante Feder? Oh, also, die Herren, die ihr Hirnschmalz unterm Käppi konservieren, sollten mit Henry Coq, dem Unsterblichen der Akademie, etwas glimpflicher umgehen.

Aber was geschieht? Ja, Teufel! Was geschieht? Als er nach St. Eloy zurückkommt, ist das Gefährt verschwunden. Man sagte, von einer Granate weggefegt. Andere sagten, von einem Verwundetentransport requiriert.

Nun steht ein Mensch wie Henry Coq da in weiten schwarzweiß gestreiften Kniehosen, gelben Samaschen, Sportmütze und kann sich nicht mal in Smoking werfen, wenn Madame Philomène ihn zu Tisch bittet.

Aber Madame Philomène schien nicht daran zu denken, ihn zu Tisch zu bitten. In Belle-Jeannette hatten sie alle den Kopf verloren. Man redete, schrie, sang, jauchzte nur von Offensive. Offensive! Man traf Vorbereitungen wie zu einem Nationalfest. Eine Parade vor dem General war angesagt, aus allen Lagern rauschte Musik und die wilden Sänge der Marseillaise, der Carmagnole.

Oberst de Jeanfort suchte eiligst nach Henry Coq, der im Konferenzsaal des Stabes untergebracht werden mußte. Aber auch der Colo sagte nichts von einer Einladung zu Madame.

„Können Sie reiten?“ fragte er hastig, trocknete mit

dem Taschentuch die Lippen, strich sich das Schnurrbärtchen.

„Ja, auf einer Kuh, wenn Sie mich anbinden.“

„Ich möchte, daß Sie mit Madame ausreiten, Monsieur Henry, es wird Sie interessieren, sehr interessieren. Madame wird mich eine Strecke bis zur Parade begleiten und kehrt dann mit Ihnen zurück, nicht wahr? Sie werden da viel zu sehen bekommen, sehr viel, Monsieur Henry. Ich kann Ihnen momentan nichts Glänzenderes zeigen, wenn Sie einen Artikel schreiben wollen.“

„Entweder“, dachte Henry Coq, „spielt er bei der Parade wieder eine kleine Rolle, die ich verherrlichen soll, oder er will mir Madame anvertrauen und redet mir ein, daß er die Affäre für mich arrangiert.“

Henry Coq bekam einen Gaul aus dem Pferdelazarett, beide Hinterbeine noch im Verband. Also der riß nicht mit ihm aus.

Madame Philomène, die auf einem hochbeinigen Grauschimmel angeritten kam, rief Henry Coq an, ob er nicht lieber auf einem Besenstiel reiten wolle. Lachte hinterher, wie sie immer lachte — nein, nicht so. Gar nicht so. Wie lachte sie denn? Fieberte auch ihr die Offensive im Blut?

Lachte und sprach in stürzender, unruhiger Art. Aber bekloffen. Das fühlte man, so sehr sie sich auch anstrengte, darüber wegzukommen.

„Hat Madame schlecht gefrühstückt?“ fragte Henry Coq, als sie auf ihn zuritt.

„O! Wie denn? Sehe ich so aus, Unsterblicher?“

„Ich meine, man lacht so, wenn man schlecht gefrühstückt hat.“

Sie bog sich über den Hals ihres Pferdes zu ihm hin.  
„Und wie lache ich, bitte?“

Er tat ebenso.

„Wie eine schöne Frau, die eine sehnüchtige Vision gehabt hat.“

Sprach es in schmelzendem Französisch, aber seine Augen schillerten gemein.

Es stieß sie ab. Plötzlich kam ihr das. Diese zügelnde Frivolität, die sich wie ein Wurm durch das Vogelgezwitscher einer sinnbetörenden Sprache hindurchwand.

Aber lachte. Lachte wieder, von schwelgender Freude geschüttelt. Holte mit der Reitgerte aus und peitschte auf die Rosinante Henry Coqs los. Mit plumpen, bockenden Sprüngen segelte der Gaul davon, rannte in die am Boden hockenden Soldaten hinein, die schon abg gespeist wurden. Die sprangen empört auf. Sakrament! Solch ein Don Quichotte! Schleuderten ihre Näpfe nach dem taumelnden Schattenbild von Roß und Reiter. Flüche und Wize.

Wie ein Wüstenschiff schwankte der Gaul durch das weite Geviert des Hofes. An der Schloßwand über der Laterne des Eingangs vom Hofe her öffnete sich ein Fenster. Doktor La Roche winkte mit dem Zipfel seines weißen Kittels, lachte wie toll los, schrie immerzu:

„Er reitet hohe Schule auf dem Begasus!“

Da hielt Madame mit ihrem Grauschimmel dicht unter dem Fenster, rief in sprudelndem Wortgeplätzer den Doktor an, es wurde ein witziges Geplapper hinauf und hinunter. Der Doktor bemerkte, daß die Augen der schönen Frau weniger auf ihn als auf das Fenster neben dem Wartezimmer gerichtet waren und daß er die Ehre ihrer

besonderen Liebenswürdigkeit nur diesem Umstande zu verdanken hatte.

Sein Faunlächeln grub sich über das ganze Gesicht hin. Ah Morbleu! Er wollte Madame nicht länger den Gefallen tun, an ihm vorbeisehen zu können, machte Miene, sich höflich grinsend zurückzuziehen. Aber Madame versteht Menschen zu bannen, wie Schmetterlinge am Bindfaden.

Sie spricht bezaubernd auf ihn ein. — Uff! Reitet der Colo an? In einem Halbbogen um Madame Philomène, hin und her, langsam, fast drohend, als schide er sich an, eine Festung zu belagern.

Sie fühlt seine wachsamen Blicke, sie fühlt sie wie Lanzen auf ihre Haut stechen. Eh, was denn? Sie plaudert mit dem Doktor ... Bewegte sich am Fenster nebenan der Vorhang? ...

Wie sollte —? Nein ... straff hängt das Gewebe hinter den blanken Scheiben. Und ebenso straff wird — er dahinterstehen. Aber selbstverständlich! Aber gewiß!

Und ebenso sicher, wie sie fühlt, daß er hinter dem Vorhang steht, wird er fühlen, daß sie für ihn dort hoch zu Ross hält und ihm ihren Anblick gönnen will.

Sie eifert sich heiß in diesen Gedanken, der originell und amüsant und — gefährlich ist. Sie schießt in ihren jagen den Blicken ihr rusendes Werben zu ihm hinauf. Ein elektrischer Strom von ihr zu ihm. Nur bekannt ihr und ihm. Eine silberne Brücke über die feindliche Wachsamkeit Colos und des Doktors hinweg.

Jetzt spricht sie und ist sich dessen nicht mehr bewußt. Verglutet ganz in ihren Blicken. Sieht es durch die Undurchbringlichkeit des Vorhangs hindurch — sieht seine

breitschulterige, solid aufgebaute Gestalt, die zähe Kraft seiner Hände, die treue Ehrlichkeit seines ruhvollen Gesichtes, der Glanz seines schalkhaften Lächelns . . . Dieu! Sie ist in einen Strudel von Wonne gezogen, sie fühlt sich erhitzt, sehr erhitzt. Ihre Blicke brennen, ihre Worte verwirren sich.

Stürmisch reißt sie am Zügel, peitscht das Roß und sprengt zum Hofe hinaus. Die andern folgen.

Sie bleibt um zwei Pferdelängen voraus, sie möchte jetzt mit niemand sprechen. Jetzt nicht. Bis das aus ihr heraus ist — das verräterische Schimmern.

Barbleu! Was hätte sie zu fürchten? Colo. Berrückt! Er lauert wie ein Luchs. Er war nie eifersüchtig, niemals. Er wußte, daß er sie wie eine Perle in goldener Schale behütete, sie würde sich nicht aus dieser Schale heraus stehlen lassen.

Aber jetzt fürchtet er, fürchtet! Ja! Warum? Er treibt ihr einen Keil auf den andern entgegen, versteckt und hämisch. Pfui! Wie weit wird er's treiben, ja, ja, wie weit? O, lala! Auch sie wird ihre Trümpfe ausspielen. Bis zum letzten.

Doch scheut sie, daran zu denken, was nun geschehen soll. Colo weiß natürlich, daß sie den Deutschen zu sich rief. Wenn sie es ein zweites Mal wagt . . . ein zweites Mal . . . vielleicht sagt man ihr dann, das Zimmer neben dem Warteraum sei — leer.

Patata! Sie schnellte den gesenkten Kopf auf. Nachgrübeln macht runzlig. Da sah sie, daß der Oberst schon längst neben ihr ritt. Sie hielten beide die Blicke aus. Aber ihr stehender Blick auf seiner fleischigen Unterlippe.

Damit ärgerte sie ihn, das wußte sie. Und ärgern wollte sie ihn.

Ihre Nerven sprangen, sie wurde unruhig, sehr unruhig. War es klug, ihn zu ärgern?

Impulsiv winkte sie ihm zärtlich mit der Hand zu. Der arme Colo, warum soll er sich quälen!

Er salutierte mit einer Schwenkung seines Reitstöckchens, lächelte, daß seine Lippen von dem Gebiß wegstrippten. Sie schüttelte die Schultern. Ein häßliches Lächeln, ein gefährliches.

„Traben wir da noch immer auf der Straße nach Arras?“ fragte Henry Coq, der durch gütliches Zureden seinen Gaul davon überzeugt hatte, daß man vorwärts schneller weiter kommt als rückwärts.

Der Oberst brachte sein Doppelglas ans Auge. Gleich war er Feuer und Flamme. Seit Kriegsbeginn saß er in diesem Stappendepot fest, kannte jeden Strauch in dem Gelände, belehrte gern und ausführlich, zeichnete die Gefechtslage in seine Hand, wußte den Standort sämtlicher Regimenter der französisch-englischen Front. Wie ein eifriger Kanzlist, der sich zwar zu dem Kopf, doch nicht zu dem Geist der Sache emporarbeitet.

Also man soll da mal schräg links ins Feld hinübersehen, wo das Gestrüpp des Bois des Alleuz beginnt. Der Wald zieht sich in dichten Parzellen bis Mont St. Eloy hin. In der großen Waldlichtung, die in Friedenszeiten als Reitbahn diente, soll die Parade vor dem General stattfinden. Hepp allons denn! durch die Schneise. Es fängt eklig an zu rieseln. Sprengelnder Nebel. Ob Madame nicht lieber umkehren möcht?

Rein, Madame möcht nicht umkehren. Vielleicht meint sie das bloß, aber aus seiner Stimme klingt's, als wüßte er den Beweis, daß sie gern nach dem Schloß zurücktrete.

O ça! Wenn Colo glaubt, daß sie so dumm ist! Aber Colo soll's nicht zu arg machen, sonst...

Von der Ferme La Motte her schwillt der Lärm. Der Oberst läßt den Bügel fallen, hebt mit beiden Händen erregt sein Glas.

„Der General mit seinem Stab wird in La Motte angekommen sein. Eilen wir!“

„Pardon, das möchte ich erst mit meinem Roß besprechen“, rief Henry Coq, sah ängstlich auf den von schweren Rädern zermühlten Waldweg.

Rote Blitze leuchteten jenseits der Höhe über der Topartmühle auf, Brennzünder, die aus den deutschen Linien herzhüßten. Ihnen folgte ein rasselnder Tumult von gellpfeifenden Aufschlägern.

Von La Motte her antwortete brüllendes Gelächter und wilder Gesang:

„Wir sind die blauen Teufel,  
wir geben nicht Pardon,  
o non!...“

„Das sind die Reservisten der vordersten Linie aus dem Regiment Hauptmann Marait!“ rief der Oberst schwungvoll, sang mit: „Wir geben nicht Pardon — o, non...“

„Ah! Unsere tapfern Jäger!“ stimmte auch Henry Coq ein. „Ich bin sicher, Hauptmann Marait schlägt sich schon.“

„Jedenfalls soll ihn sein Caporal schon bei einem sehr erbitterten Grabenkampf bei La Targette herausgehauen haben.“



„Caporal Benasse?“ wandte sich die Herzogin schnell-fragend zu ihm zurück.

„Ja, meine Liebe.“

„Geben Sie acht, Sie sprengen in eine Batterie hinein!“ rief Henry Coq.

Man lachte ihn aus, es war eine auf einem zertrachteten Leiterwagen mit Tonnen errichtete Scheinbatterie zur Täuschung der feindlichen Flieger.

Hinter dieser Scheinbatterie aus dem hohen Gras kroch es heraus, winkte, rief:

„Et was, sacredieu! Der Regen hält uns die deutschen Tauben fern. So können wir uns fein heranschieben, ehe wir bemerkt werden.“

Wahrhaftig der kleine Jules. War er nicht mit Hauptmann Marait eingerückt? Eh jawohl, aber der General schob ihn wieder ab, er soll nicht mit der ersten Welle vor den Feind, er soll der Mama, die schon für die Patrie den Vater opferte, erhalten bleiben.

Der Kleine warf sich in die Brust.

„Wissen Sie, was ich meinem Kapitän gesagt hab? Mon capitaine, hab ich gesagt, ich schlüpfe doch wieder durch, ich will mir als Fähnrich schon mein Kreuz holen.“ Er meinte das Kreuz der Ehrenlegion.

„Ah bravo, bravo!“ lobte der Colo „und was sagte Kapitän Marait?“

„Er hot mir eine Zigarette an und sagte: Warte nur, du Galgenstrick, wir werden schon alle unser Kreuz bekommen.“

„Das klingt sehr merkwürdig“, murmelte Henry Coq. beugte sich zu dem Fähnrich herab, während der Oberst

mit seiner Begleiterin weiterritt auf eine Marschkolonne zu, die von Billers au Bois hergezogen kam. „Wie steht's denn vorn? Günstig für uns? Aber selbstverständlich, wie?“

„Gah, will ich meinen! Unsere Artillerie schießt alles in Grund und Boden. Der Feind erwidert nur schwach unser Feuer. Er hat weder Munition noch Menschen. Alles, was er noch an Mann hat, wirft er jetzt im Artois gegen uns, die vielen Fresser, wissen Sie, denn nur dadurch kann er die furchtbare Hungersnot im Land bekämpfen, daß er sie zu tausenden in unser Sperrfeuer wirft.“

Hie und da im Gras tauchten nun noch Köpfe auf. Zurufe schwirrten:

„Ei, aber sicher! Sie haben weder Brot noch Licht in Deutschland. Ein Leutnant des 107. Territorialregiments, der sich als Beguine verkleidet durch die deutschen Linien drückte, kundschafete das aus.“

Henry Coq kniff die Augen zusammen, spitzte die Lippen.

„Ja, denkt mal an: um Petroleum zu sparen, stellen sie die Uhr vor, die Voches.“

Der Witz gefiel ihnen ausgezeichnet, sie klatschten in die Hände. Da wurden auch die andern aufmerksam. Und Henry Coq rief noch:

„Es steht sogar fest, daß ein deutscher Professor eine Uhr erfunden hat, auf deren Zifferblatt die 12 und die 7 fehlt.“

O! Heh! Warum die 12 und 7? — Ei Sakrament! Wer fragt da noch?

„Majestät, sagte der Professor, das ist das neue vor-schriftsmäßige Zifferblatt, wir haben die 12 und 7 be-

seitigt, damit die getreuen Untertanen Eurer Majestät die Essensstunden vergeffen.“

O, dieser famose Henry Coq! Ein feiner Geist, eine geschliffene Zunge. Also nun wird man Deutschland die vielen Esser wie Ratten wegschießen. Man tut ihnen schließlich ja noch einen Gefallen. Sie liegen ja wie tot dort hinter ihren Wällen.

„Sac à terre!“ scholl von der Waldsurte her, die von Billers au Bois abzweigte auf Bois des Alleux zu, das Kommando.

Die Truppen lagerten, hüllten sich in ihre Kapote, Röcke, andere Gruppen marschierten auf. In dem Gewirr von Fahrwegen, die über die Waldböhen liefen, endlose Wagenzüge. Das Knarren der schweren Räder, das Stampfen der Pferde scholl durch die Waldschluchten. Dazwischen die schaurigen dumpfen Donnerschläge der Geschütze. Wagen an Wagen der Samariterkolonne. Die Fähnchen mit dem roten Kreuz flatterten. Autos mit Generalstabsoffizieren. Leiterwagen mit Stroh hoch beladen. Platz da! Attention! Rasselnd, rasend Munitionswagen mit sechs gespannten, wild schlugen die Bereiter auf die Pferde ein.

Holla! Halt! Fast sausen sie in eine klapprige Droschkenreihe mit schwerverwundeten französischen und deutschen Soldaten hinein. Leichtverwundete schleppen sich den Droschken nach, klammern sich an die Berdecke an.

Ein Korporal springt plötzlich ab, läuft querfeldein auf den Abhang zu, unter dessen schützenden Felsvorsprung er Oberst de Seanfort halten sieht.

„Mon colonel!“

„Ah parbleu! Caporal Penasse?“

„Ich bin verwundet, mon colonel, der Unterarm wahrscheinlich zerschmettert, aber wir haben dem Feind den Verkehr zwischen Carency und Ablain abgeschnitten, für unsere Angriffsfront beim Generalsturm sehr wichtig, mon colonel.“

„Madame!“ rief der Oberst, „wollen Sie diesem Tapfern die Ehre erweisen, ihm zu danken?“

Der Korporal wandte den Kopf — da zuckten seine Schultern hoch, als müsse er blindlings vorwärts stürzen, seine Augen glosten aus dem pulvergeschwärzten Gesicht, in seinem schwarzen Zobelbart riß und zerrte der geöffnete Mund.

Er wollte sprechen, rufen — da setzte der Grauschimmel zu jähem Sprung an, galoppierte in das Gehölz, unter einem tiefhängenden Ast durch, der Ast streifte den Filzhut der Herzogin, riß ihn aus dem Haar.

Einige Soldaten sprangen der Reiterin nach ins Gehölz.

„Mon colonel —“ stammelte der Korporal, „wer war das?“

„Die Herzogin d'Aiguillon, Caporal.“

Der Korporal starrte ihn an. Wortlos, als begreife er nicht.

„Tiens?“ sagte er und nichts mehr, es klang heiser und verstört.

Er nestelte unter seinem Mantel ein Käppi heraus, reichte es schweigend seinem Oberst hinauf.

„Was soll das, mein Sohn? Es ist das Käppi eines Kapitän's, wie?“

„Meines Kapitän's, mon colonel.“

„Unseliger Sie! Wollen Sie mir sagen —“

„Ich will damit sagen, daß von 210 Mann unserer Kompagnie nur noch dreißig aus dem Höllenkessel vor Loretto

zurückgekehrt sind — aber der Verkehr zwischen Carency und Ablain ist dem Feind abgeschnitten. Und ich will sagen, daß mein Kapitän nicht unter den dreißig ist, die zurückgekehrt sind.“ Er brach rauh und grimmig ab.

Der Oberst nahm das Käppi, küßte es.

„Mein armer tapferer Marait! So wirst du nicht den Sieg erleben, der die Glorie Frankreichs an die Sterne schreibt.“ Er wandte sich der Richtung zu, wo die Soldaten die Herzogin mit Hochrufen begrüßten. Sie ritt in Begleitung von mehreren Offizieren, die ihr beigeprungen waren, aus dem Wald heraus, aber ohne Kopfbedeckung.

Der Oberst sprengte zu ihr hin, reichte ihr das Käppi, sagte es mit vor Rührung erstickter Stimme:

„Madame, krönen Sie Ihr Haar mit dieser Gloriole der Tapferkeit und des Schmerzes. Unser Freund Marait hat sein Leben dem Siege geopfert.“

„Marait tot?!“

Bestürzt, hastig nahm sie ihm das Käppi ab, drückte es an die Lippen, murmelte in weinendem Schreck: „Oh, mon diou, oh, mon diou!“

Die umstehenden Offiziere entblößten das Haupt. Der Oberst riß seinen Degen aus der Scheide, senkte ihn, rief mit erhöhter Stimme:

„Ruhe aus, tapfrer edler Freund! Schläfe der Vergeltung entgegen. Über deine Leiche hinweg braust der Siegeslauf der glorreichen französischen Armee. Der Tag ist da, nein, die Stunde, der Augenblick! Siegen oder sterben!“

„Siegen oder sterben!“ echote es um ihn, pflanzte sich fort in die Reihen der Lagernden. Siegen oder sterben. Sie warfen die Arme hoch, die Käppis auf den Bajonetten.

Da sahen sie die Herzogin durch das Lager reiten, den wallenden Schleier um das Käppi des toten Hauptmanns Marait geschlungen. Sie entnahm der Satteltasche Zigaretten und Bonbonnièren, streute sie wie ein reicher Sämann. Haschende Hände flogen auf, Winken und Grüßen, man warf ihr Kußhändchen zu, klatschte ihr Beifall. Ha, vive die Herzogin d'Aliguillon! Ha! Ist sie nicht Jeanne d'Arc? Soll sie nicht den blauen Teufeln voranziehen, auf gelöstem, rabenschwarzem Haar das Käppi des toten Hauptmanns?

Ein Offizier mußte ihren Grauschimmel, der in dem Lärm unruhig wurde, führen. Das Tier fing an zu trappeln, störte. Ein Turko-Offizier, ein Verwandter Millerands, der zu Kriegsbeginn noch ein intimes Absteigequartier in Paris inne hatte, stieg mit weiten Schritten über die Lagernden hinweg, schwenkte seine Weinflasche überm Kopf.

„Vive Notre Dame de la victoire! Vive la patrie!“

Schleuderte die Flasche hoch, daß sie durch die Luft kreiste, stürzte, klrrend zerbrach.

„Vive Notre Dame de Loretto!“ schrien die Soldaten los. Man soll Notre Dame de Loretto hochleben lassen. Man soll ihr schwören, daß man ihr die deutschen Heiligtumschänder aus der Wallfahrtskapelle hinaustreibt.

Die Offiziere der einzelnen Truppenteile griffen den Ruf auf, schritten durch das Bivak, die Mannschaft anfeuernd, dort, wo sie an den Pferdeunterständen am Fuße des Abhangs lagerten; dort, wo die Kanoniere mit Wein bewirtet werden und freudetrunken erzählen, daß sechsundsiebzig Divisionen an der Offensive beteiligt sein werden, darunter

die geheim gehaltene Zahl der Kavalleriedivisionen, mehr als dreitausend Geschütze, allein dreihundertundfünfzig an der Front der blauen Teufel.

„Ah bravo, bravo! Schwört bei Notre Dame de Loretto! Notre Dame de Loretto zürnt euch, solange ihr Heiligtum durch diese Barbaren geschändet wird! Auf nach Loretto!“

Und von den Lagerplätzen der Regimenter 103 und 104 her: Auf nach Loretto!

Ja, vive das 103. und 104. Regiment! Sie waren als unsichere Kantonalisten verschrien, die Regimenter 103 und 104. Also dort stark einheizen. Der Oberst klopfte einem schon angejahrten Leutnant auf die Schulter.

„Man ist vorgeschlagen zum zweiten Streifen, mein Freund.“

„Merci, mon colonel.“ Dachte aber: „Wenn ich nun nicht sofort zu meinem zweiten Streifen als Oberleutnant komme, pfeife ich auf den Krieg. Mag sich wer will für Elsaß-Lothringen schlagen. Ich kann ohne Elsaß-Lothringen glücklich werden.“

Auf nach Loretto! Ja, verdammt, das sind noch tüchtige Burschen, die Territorialtruppen, brennen darauf, sich in den Kampf zu stürzen, die Eierschale zu durchstoßen, die sie vom Rhein trennt. Wein her! Ei verdammt! Wenn die Weinration ausgegeben wird, weiß man, daß es zum Angriff geht.

Auf nach Loretto! Auch aus den absinthqualmenden Rehlen der Turkos, der Zuaven, der Senegalneger, der Gums, Kabylen und Berber.

Hellauf schmetterten die Clairons. Trommelwirbel.

„Rrrrrrassemblement!“ schnarrte weit und verloren das Kommando. Auf zur Parade!

Aus der Richtung der Ferme la Motte ritt der General mit seinem Stab an. Ein schlohweißhaariger General von eigenartiger asketischer Dürre.

Die Regimenter flogen an ihm vorüber in schwingvollem Schritt, Elan! Elan! Rollende Augen, siegberauscht, glimmendes Feuer, Raketen schüsse der Begeisterung. In Viererkolonnen die Türken mit weiten Bumphosen, kurzer gelbbesetzter Jacke. Die Spahis zu Pferd mit Leibbinde und roten Mänteln. Der Troß schob sich nach. Und dann der Stolz der französischen Armee, die Garde mit den Roßschweiften.

Die Trommler schlugen Generalmarsch, das Kalbfell bröhnte, die Clairons gellten, rechts und links auf den Höhen krachten die Blitze der deutschen Granaten nieder.

Halt! Zum Viereck antreten! Der General spricht. Seine Stimme versinkt ab und zu im Donner der Geschütze. Flach und hart im regendunstigen Feld der Klang seiner Worte.

„— Die Stunde schlägt, wo wir aus unsern Gräben steigen werden, um den brutalen und wilden Feind aus Frankreich hinauszumwerfen, der die Welt beherrschen will und der seit einem Jahr den Boden mehrerer unserer Departements beschmutzt, nachdem er Ruinen und Verzweiflung gesät hat. Ah, meine Kinder, die Stunde naht! Die große Schlacht beginnt...!“

Die Luft bröhnte von Hall, Schall und Worten, Worten ...



Bis zum letzten Gradierten herab schrien sie ihr Sprüchlein: „Nichts darf unsern Elan aufhalten! ... Jeder muß ohne Hintergedanken das Opfer seines Lebens hingeben für die Nation, die seit Jahrhunderten die erste ist auf der Welt ... Wir werden bis ans Ende gehen!“

Die Gruppenführer geben die Instruktion weiter:

„Wenn ein Führer fällt, ersetzt ihn automatisch ein anderer. Wenn an irgendeiner Stelle kein Führer mehr vorhanden, ersetzt ihn der tapferste Soldat. Wenn sich in einer der Wellen Lücken bilden, füllt die nächste Welle sie aus. Wir müssen bis ans Ende gehen!“

Durch die Waldblichtung schimmert das Segeltuch der Verbandszelte. Die Lazarette halten sich bereit, es ist so weit. Ein hoffnungsvolles Flüstern durch ganz Frankreich: Wir werden angreifen! Es ist so weit!

Immer heftiger schlagen die Brennzünder ein. Brände lodern auf, das Gehölz in Flammen. Die Bäume stürzen. Grün und rot steigen die Signalaraketen. Ohrenbetäubender Lärm. Im Galopp jagt eine Batterie mit Achtgespann über die Höhe und zur Topartmühle hinunter. Am Bach auf dem Bauch liegend, das Hörrohr am Ohr, nahm ein Unterleutnant die Kommandos seines Batteriechefs entgegen und gab sie dem Geschüßführer weiter. Granate auf Granate schoben die Abzugskanoniere ins Rohr. Von Hand zu Hand gingen die Munitionskörbe die Anhöhe herab.

„Feuer!“

Der schwarze Kern des Geschosses schraubte sich durch die Luft, stieg mit wehem Gewimmer. Heulen und Pischen. Rauch und Staub, kirchhoch, schwefelnde Wolken.

Die Erde klappt auf, durchpflügt von Geschossen. Klust

an Klust. Und sturmbrausend wüthen nun auch die Batterien aus Bois de la Haie. Rotzuckende Blitze. Leuchtendes Grausen über Loretto und den Friedhöfen von Souchez und Carency.

Die Stunde ist da! Wir sind soweit! Wir müssen bis ans Ende gehen!

Die Blutbäche rinnen. Die Verzweiflung schreit in Orgien der Begeisterung. Heisergegröhlte wilde Sänge. *Allons enfants de la patrie...* Die Berge erzittern, die Wälder brennen. Die Erde kocht. *En avant!* Wir stoßen durch! Wir müssen bis ans Ende! Wir sind die blauen Teufel, wir geben nicht pardon, oh non... Siegen oder sterben... *Allons enfants de la patrie!*

Aus der höllischen Finsternis von Souchez, von Neuville, von Arras gluten aus schwarzen Rauchschwaden die brennenden Ruinen.

Der neunte Mai entsteigt aus Feuer und Blut. In Flammen das Firmament.

Als die Herzogin mit Henry Coq über die Schloßbrücke ritt, sagte man ihr, daß Maitre de la Mancha sie längst erwarte.

„Er wird doch jetzt nicht tanzen wollen!“ rief die Herzogin erschüttert.

Da trat ihr Maitre de la Mancha im Borsaal entgegen und versicherte, es würde ein Augenblick von nie geahnter Größe sein, wenn die Herzogin d'Alguillon im Anblick des nahenden Sieges dem Kult der Schönheit und Grazie opfere. Ob nicht in den Schrecken der großen Revolution die Aristokraten in ihrem Kerker Menuett tanzten, bis man sie zum Schaffot abrief? Es sei eine hohe

Kultur der Seele, über alles Grauen hinweg die Gesetze der Schönheit walten zu lassen. Nach den Schrecken und Barbareien des Krieges erhebe sich die Aurora einer Zeit, die über alles Geschehene wie über einen Blument Teppich hinwegzuschreiten habe. Nur so könne die Welt vergessen und gesunden.

Und die Herzogin warf sich ins Delphinenkleid, tanzte hinter den Versailler Hecken, schritt die anmutigen Päs, tanzte sich heiß und wild.

Es wurde ihr wohl, es wurde ihr sehr wohl. Die Nerven rasten ihr. Sie war in einer gefährlichen wagehalsigen Stimmung von der Parade zurückgekehrt. Nur jetzt nicht stillsitzen und auf das Kommende warten!

Die groteske Idee Maitre de la Mancha's entzückte sie. Sie folgte blindlings. Sie wollte es! Eine Seiltänzerin, die trunken das schwankende Seil betritt, leichtsinnig, mit lachendem Mund und unruhigem Herzen auf das Geschick vertrauend, von dem sie verhätschelt wurde.

Das Firmament flammte. Rundum am Horizonte aus der qualmenden Finsternis das furchtbare Wetterleuchten der beginnenden Schlacht.

Da schlug sie heftig die Hände vors Gesicht:

„Nein, nein, nein! Ich kann nicht mehr, es ist zu gräßlich!“

Eilte davon. Maitre de la Mancha schüttelte den langhaarigen Kopf. Umsonst seine Mühe. Diese Herzogin versagte immer wieder. Sie ist kein außergewöhnlicher Mensch, sie ist nur eine schöngestreifte Kaze.

Den Umhang aus sibirischem Zobel fröstelnd um ihre Schulter geworfen, stand sie nach Atem ringend in dem

duftwarmen Dämmer ihrer Mansarde. Ein Frösteln um das andere schüttelte über ihren Körper hin. Sie fühlte, daß es keine Kälte war. Es könnte Schreck, es könnte Wonne sein. Ein unglücklich glücklich Zustand.

Auch die Furcht konnte sie glücklich machen. Und sie war jetzt in rasender Furcht. Und sie wußte nun, daß das Kältezittern Grauen war. Wenn sie die Augen schloß, glaubte sie, der Boden schwanke unter ihr. Oder sie werde von Sturmwellen ergriffen und hochgeschleudert.

Jetzt schlug das Zittern bis in ihre Zähne hinein. Ihre fiebernden Blicke irrten nach der Ampel, die wie ein blutendes Auge vor der Lorettostatue hing.

Stürmisch stürzte sie auf den Betstuhl nieder, vergrub ihr Gesicht in dem Pelzumhang und schrie leise Gebete. Notre Dame blickte mit guten Augen auf sie nieder. Notre Dame hatte ein sanftes, duldsames Gesicht.

Sie betete . . . o Gott! Gott! was sprudelte sie sich an Gebeten zusammen! Sie betete um den Sieg Frankreichs, sie betete für Kapitän Maraits heldenhafte Seele, sie betete, daß der Himmel sie vor Caporal Benasse verschone, sie betete, daß Notre Dame ihr eingebe, ob sie den Deutschen noch einmal empfangen soll oder nicht.

Und Notre Dame machte gute Augen und ein sanftes Gesicht.

Da sprang die Herzogin heftig auf, warf den Pelz auf die Sitztruhe, läutete nach Georgette, schickte sie mit einem Bettel zu dem Doktor, er möge ihr den Gefangenen hersenden, sie habe ihm im Auftrag des Obersten Verhaltensmaßregeln zu geben.

Gewiß hatte sie das. Colo hatte ihr den Gefangenen für eine Woche übergeben. Die Frist war um.

Was wird nun geschehen? Es war anzunehmen, daß Colo Maßregeln getroffen hatte, um die Besuche zu verhindern. Welche? Durfte sie dann noch das Gegenspiel weiter wagen? War sie Coloß absolut sicher?

Schritte —? Nein... Aber doch! Ja, ja... Es klopft. Kam er? Er wartete auf ihr Herein. Wer begleitete ihn —? Hörte sie noch jemand? ... Niemand ... Keine Wache —? ... Er kam allein?! — Was bedeutet das?... Er klopft wieder.

„Entrez, entrez!“

Langsam ging die Tür auf. In der Spalte blieb er eine Sekunde stehen, als fälle es ihm furchtbar schwer, zu kommen. Er war in Lazarettkleidung, hell mit schmalen blauen Streifen, den langschößigen Rock zugeknöpft, daß er stramm um die hochgebauten Hüften und die breite Brust saß. Eine schwarze Binde quer über die Stirn.

Blitzhaft ließ er die Gedanken vorübergleiten, die er sich in einsamen Stunden zurechtgelegt hatte. Er wollte dieses Schäferspiel nicht weiter treiben. Er liebte sie ja nicht. Nein! Er liebte sie nicht, er liebte sie nicht!

Sagte sich das mit einem wütenden Donnerwetter. So. Und nun trat er ein.

Da schlüpfte sie hinter der Tür hervor, schlang die Arme um seinen Hals, zog ihn so mitten ins Zimmer herein, stand vor ihm, lächelte ihn mit forschenden Blicken an, die Arme noch wie eine Kette um seinen Hals. Durch das Gewebe schmiegt sich die Umrisse ihres zarten Körpers. Sie lächelte noch. Er wußte nicht, ob sie zu ihm hinneigte — ob er zu ihr ... In seinen pressenden Armen hing sie, an seinem stämmigen Körper schmiegt sich die

feingliederige Gestalt an. Er hob sie zu seinem Munde empor, trug sie küssend . . . in den roten Dämmer der Ampel hinüber, wo schräg unterm Dach die Vögel in den Käfigen zwischerten, wollte er . . . Dieß sie aber zu Boden gleiten, trat von ihr weg, machte eine rauhe abwehrende Bewegung.

Sie stand und lächelte noch, ironisch lächelte sie. Was für ein großer dummer Tölpel er war! Aber ein lieber starker Mensch, o, ja, ja! Diese Preußen sind Männer! Ah!

„Eh bien?“

„Was wollen Sie?“

„Dieser Mensch fragt wie ein Gewürzkrämer.“

„Lassen Sie uns zu Ende kommen, Madame.“

Sie wartete eine Weile. Dann klang leise und weich ihre Stimme:

„Lieben Sie mich ein wenig, mein Papillon?“

„Ich — will Sie nicht lieben, Madame!“ Fast hätte er mit dem Fuße aufgestampft.

Mit bezaubernder Innigkeit ruhte ihr Blick auf ihm. Ihre Stimme in milder zärtlicher Ironie:

„Er . . . will . . . mich . . . nicht lieben! . . . Will man das? O nein, nicht wahr, mein Papillon?“

Seine abwehrende Handbewegung:

„Es hat keinen Zweck.“

Sie sah ihn böse an, ahmte ihm schnarrend nach:

„Sweck! Alles muß Sweck bei euch Deutschen haben. Wenn es Sweck hat, ist es alltäglich und häßlich.“ Sie schlüpfte zu ihm, tippte ihn an die Schulter: „Keinen Sweck haben, ganz dumm, ganz einfältig — das ist dann Liebe. — Komm, mein Papillon, komm!“ Sie faßte ihn

am Gipfel seines Rockschofes, zog ihn in den Dachwinkel.  
„Komm, wir wollen hier stillsitzen und auf den Donner von Loreto hören, ja?“

Wie sie das nun wieder sprach! Tändelnd und heiter. Man wurde nicht klug aus ihr. Sie verwirrte. Keine klare Linie an ihr.

Da hatte sie sich schon in das Pelzwerk auf der Truhe gefuschelt und drängte ihn zu ihren Füßen nieder, stellte den Fuß mit der goldgestickten blauseidenen Sandale auf sein Knie.

„Enfin — und nun vergessen Sie ein bißchen für eine Stunde Ihre deutsches Gewissen. Sie sind jetzt in ein Land, wo man geht zur ersten Kommunion, um mit der Religion abzuschließen, wo man macht sein Abitur, um mit der Wissenschaft und man sich verheiratet, um mit der Liebe abzuschließen.“

„Dann muß ich allerdings mehr vergessen, als mein deutsches Gewissen: die ganze deutsche Überlieferung. Denn mit der Ehe bringen wir erst in die Geheimnisse der Liebe und mit dem Abiturientenexamen in die der Wissenschaft ein. Also genau das umgekehrte Verfahren wie in dem Lande, in dem ich das Unglück habe, festgehalten zu werden.“

Sie nickte eifrig:

„Ja, ja, ja! Alles umgekehrter bei euch. Darum lieben wir euch nicht.“

„Ich glaube, darum haben wir euch geliebt, weil ihr eben umgekehrt zu uns waret. Wir sind für so was empfänglich, für das Umgekehrte zu uns. Wir werden euch auch nach dem Krieg wieder lieben. Aber dann müßt ihr euch bessern.“

„O!“

„Ihr müßt euch bessern. Ihr müßt lernen, friedlich neben uns auf der Bank zu sitzen, ohne euern herausfordernden Hahn auf der Schulter krähen zu lassen. Sonst werfen wir euch gleichgültig von der Bank runter und helfen euch nicht mehr herauf.“

„Par exemple! Ihr wollt also die Gnade haben, uns wieder neben euch auf die europäische Bank zu setzen!“

„Vorausgesetzt, daß ihr euch rechtzeitig aus dem Weltspektakel herausrettet und einen anständigen Frieden mit uns sichert.“

„Rechtzeitig?“

„Bevor die Bank unter euch zusammenbricht.“

„Mais c'est trop fort! Das sagt ihr, wo wir jetzt eure Linien durchstoßen wie eine Eierschale!“

„Eierschale ist gut.“

„Ist sehr gut, ma foi! Hören Sie den Donner? Es sind die Hammerschläge auf euern Sarg, bitte!“

„Ja, ihr begrabt die Toten früher, als ihr sie habt.“

„Man muß dich lieb haben, weil du so nett dumm bist, mein Barbar.“

Er sah sie ernst an. Es war ihm durchaus nicht zum Späßen. Aus dieser Frau sprach ja die Verblendung des ganzen französischen Volkes. Und dieser Krieg war der glutende Hochofen, der fortbauernnd durch den Irrtum der Völker geschürt wurde.

„Frau Herzogin, Sie sind eine geistvolle Frau. Aber in dem Wig da mit der Eierschale steckt kein Geist, nicht mal Essigsprit. Bei uns in Deutschland würde man das 'ne Ente nennen, Zeitungssente. Was dann, wenn sich nun



herausstellt, daß die Eierschale immer noch dicker ist wie ein Franzosenschädel? Dann wird man sich und euch ein anderes Märchen aufbinden: daß von unserm Aus Hungern und daß wir schon soweit sind, Glacéhandschuhe für ein Roastbeef anzusehen. Ihr macht euch ja einen unglaublichen Kohl über uns zurecht. In Deutschland nennt man so was: Quatsch. Der dümmste Schulbub käm bei uns mal dahinter, daß Quatsch keine Bergpredigt ist. Und nun, Frau Herzogin, bin ich neugierig, wie lange euch noch der Ragoût von Eierschale und Quatsch schmeckt.“

„Sehen Sie nicht, daß ich mir längst alle Ohren zuzhalte?“

„Aber gehört haben Sie es doch.“

„Nein, nein, nein!“

„Dann könnt ich's ja noch mal erzählen.“

„Pour l'amour de dieu — non!“

Sie patschte ihm so stürmisch die Hand auf den Mund, daß er mit der Schulter gegen ihr Knie fiel. Nun hielt sie seinen Kopf im Schoß und ihre Hand auf seinem Mund. Wenn er sprechen wollte, preßte sie ihre Finger gegen seine Zähne.

Er fühlte, wie ihr ganzer Körper schwungvoll aufzuckte, als sie davon sprach, daß aus den Kämpfen von Voretto eine Titanenschlacht entsteigen werde, daß Frankreich seine Vorettokapelle wiederhaben müsse, daß jeder Rioupiou seinen letzten Tropfen Blut opfern würde, um seinen Wallfahrts Hügel zu erringen. Solange die Wunderstätte in den Händen der Barbaren sei, segne Gott nicht die Waffen Frankreichs.

Ihre Augen suchten mit leidenschaftlicher Inbrunst die Statue.

„O, wissen Sie, Barbar, was uns Notre Dame ist? Als mich meine Mutter zum erstenmal mit in die Loretto-kapelle nahm, hatte ich einen heftigen Wunsch, ganz heimlich, ich schämte mich, ihn zu sagen — zu Notre Dame hinaufzuklettern und sie zu küssen. Als meine Notre Dame zusammengeschossen wurde, haßte ich die Deutschen wie die Satans. Und wissen Sie, was ich habe geschworen? Ich habe Notre Dame geschworen, den ersten Deutschen, der in meiner Gewalt sei, zu töten.“

Er schob mit festem Griff ihre Hand von seinem Mund, aber sie drückte seinen Kopf nieder. Er sagte gleichmütig, fast herausfordernd selbstsicher:

„Sie wollen mich also auf irgendeine Weise umbringen.“

„Nein — denn mein Gelübde ist schon erfüllt“, erwiderte sie mit seiner, schleichender Stimme.

Suchte er unter ihren pressenden Händen? Mit beiden Händen umschloß sie weich seinen Kopf, hielt ihn in ihrem Schoß.

„Sie haben . . .?“

„Ich habe einen Deutschen getötet — vielleicht auch mehrere, ich weiß es nicht.“

„Sie — wissen es nicht!“

„Wieviel Menschen kann eine Batterie mit einem Abschuß töten?“

„Entsetzliche Frau!“

„Antworten Sie doch!“

„Darauf gebe Ihnen der Teufel Antwort, Madame!“

„Es war in einer wunderbaren Mondnacht,“ begann

sie mit dünner klingender Stimme, „eine Bappel erhob sich auf der äußersten Felskante meiner Lorettohöhe. Ich habe einst unter dieser Bappel Margueriten gepflückt für Notre Dame. Aber jetzt sagte man an mir, daß auf diese Bappel ein Mensch sitze, der das schreckliche Feuer auf unsere Linien lenke. Eh bien — und da habe ich diejen Menschen herunter-schießen lassen.“

Sein Kopf stieß auf, da hingen ihre Arme wie eine Kette um seinen Hals.

„Sie haben die Batterie...?“

„Ich habe die Batterie auf die Bappel dirigiert.“

„In einer Mondnacht...?“

„In einer Mondnacht.“

„Die Nacht zum ersten Mai?“

„Die Nacht zum ersten Mai.“

„Lassen Sie mich los!“

„Ich habe Ihren Kopf in der Schlinge.“

„Lassen Sie mich los oder —“

„Oder der Barbar wird sich an einer Dame vergreifen.“

Er hatte ihre Handknöchel umfaßt, ein Druck und sie würden unter seinen Fingern zerbrechen. O Weib, das ihn bändigt durch ihre Schwachheit! Erregt richtet er sich halb auf, auf seine Knie geworfen, da hängt sie noch an ihm, schurft an ihm hinauf, schließt ihre Arme enger. . . Er ringt mit ihr, Herrgott! Zwingt sie ihn, brutal zu werden?! . . . Er reißt sie empor, sie reißt ihn zurück, fester umschließen ihre Arme ihn, fester seine Arme sie. Ihre Körper pressen aneinander, sie speien sich den lodernden Atem in die hassenden Gesichter, sie möchten voneinander los und treiben doch immer mehr zueinander. Ein wildes,

wahnsinniges Verlangen, ein tollkühnes Hineinspringen in die Brandung, eine verzehrende, leidenschaftliche Neugierde auf die Geheimnisse des andern.

„Weißt du, wen du getötet hast?!“ knirscht er sie an, „meinen Freund! Meinen Freund!“

Sie lacht ihm leidenschaftlich in den geöffneten Mund:

„Und werde nun dich töten, mein Papillon... küssen... bis kein deutscher Blutstropfen mehr in dir ist... ein besiegter Barbar... O lalalala...“

Er sieht ihre Zunge schlagen wie die eines Singvogels... und ihr Mund auf seinem... und ihre Lippen festgefaugt... Und gleiten beide auf die Truhe nieder... eingewühlt in den warmen Duft des Pelzwerks... Und rot glutet die Ampel... Und Notre Dame hat ein sanftes, bleiches, trauriges Gesicht... Klopste jemand —? Es hat doch geklopft —!... Wieder? ... Ja, ja... Die Tür geht auf... Wer wagt es?!

„Mon colonel beauftragt mich, bei Madame das Käppi von mon capitaine abzuholen.“

„— Caporal —?“

„Caporal Bosphirin Penasse, jawohl, Philomène Bovy.“

„Ich bin die Herzogin d'Aligillon“, sagte sie hochfahrend, aber zitterte bis in die Böhne hinauf. Er lächelte in düsterm Grimm:

„Was hab ich mit der Herzogin d'Aligillon zu schaffen?!“

Da hörte sie hinter sich des Deutschen erstickte Stimme:

„Was hat dieser da mit Philomène Bovy zu schaffen?!“

Zwischen dem gewalttätigen Born dieser beiden Männer stand sie hilflos. Sie sah, wie der Korporal die Faust

seines gesunden Armes erhob und unter maßlosen Beschimpfungen sich auf den Deutschen stürzte.

Blitzhaft kam ihr da die Erkenntnis: dieser gewalttätige Korporal war von Colo geschickt, man hezte ihn gegen den Deutschen; wenn der Deutsche sich wehrte, sich an der Militärperson vergriff, konnte er standrechtlich — aus dem Wege geschafft werden.

Jetzt fluchte sie, wie sie nur als ‚payse‘ einst ihre Schwüre herausgelfucht hatte, warf sich zwischen die Männer. Aber über sie hinweg reckten die Arme zum Angriff — wütend brüllte der Korporal auf, stieß sie mehrmals mit der Faust gegen die Schulter — da wollte Hans Arnold zornig diese Faust packen — sie wehrte mit beiden Händen ab:

„Lassen Sie ihn, lassen Sie ihn, lassen Sie ihn!“

„Soll ich Sie schlagen lassen?!...“

Da stand sie lang und schmal und unbeweglich und mit geschlossenen Augen:

„Er hat — ein — Recht dazu —.“

Sie wartete.

Eine Tür schlug zu. Sie wartete noch. Der Boden kreiste unter ihr. Sie brach in den Knien zusammen. Es kümmerte sich niemand um sie.

Als sie die Augen aufschlug, war sie allein.

Sie raffte sich auf, schleppte sich nach dem Dachwinkel — bebte zurück und tastete sich in ihr Schlafzimmer.

Sie fiel da irgendwo hin. Sie schlief und träumte und schrie. Als sie in halber Betäubung erwachte, war sie noch allein.

Wie furchtbar, jetzt allein zu sein! ... Wie war denn

das? ... Sie brach zusammen ... In der Mansarde ... zwischen den zwei streitenden Männern ... Sie gingen beide — und ließen sie liegen ... Wie einen abgelegten Handschuh, der verbraucht ist ... Das ist ihnen ein Weib, wenn sie zürnen.

Da sprang's in ihren erloschenen Augen auf. Wie der knisternde Funken in der heißen Asche. Wie die gelöschte Blut von neuem sich entfacht.

Wenn sie jetzt unter den Fußsohlen dieser Männer liegen bleibt, ist's mit ihrer Macht zu Ende.

Also sich aufraffen, hochspringen, die Haare schütteln. Und über die Ereignisse hinweglächeln.

Herzogin d'Aiguillon ist nicht mehr bei Laune und schiebt ihre Spielzeuge beiseite. Ah! Ah! Wie ein elektrischer Strom fließt ihr das Leben wieder in die Adern zurück.

So wird sie Solo erwarten. Sie hat die letzte Karte gegen ihn ausgespielt. Weiter darf sie nicht gehen. Oh ja! Weiter will sie nicht gehen.

Nun also — welches Kleid wird sie wählen?

„Georgette, Georgette, Georgette!“

Sie klatscht in die Hände. Ihre Stimme schillert von Glanz und tändelnder Süße.

„Georgette, Georgette, Georgette!“

Vor dem Schloß fuhren zwei Autos mit Generalstabs-offizieren an. Gleich darauf lebhafteste Stimmen drunten in der Halle.

Die Herzogin eilte ins Altanzimmer, darunter die Halle lag, stand angestrengt lauschend still. Georgette hörte von der Ordonnanz, daß die Herren im Wintergarten einen

Imbiß zu sich nehmen und zum Labyrinth weiterfahren würden.

Und noch stand lauschend die Herzogin, wartete, wartete. Sie hörte die laute schnatternde Stimme Coloß in dem lebhaften Gemurmeln der Offiziere. Wenn Colo mit den Offizieren weiterfährt —. Ohne noch bei ihr vorzusprechen —!

Sie ließ die Ordonnanz rufen, schickte Colo ihre Karte. Nur ihre Karte. Er wird nun wissen, was er zu tun hat.

Und wartete noch. Da kam er. Atemlos kam er, in wichtiger Eile. Sie sah ihm an, er wollte stehenden Fußes die drohende unangenehme Affäre erleben.

„Wie ein armer Sünder steht er da!“ lachte ihn Madame aus.

„Pardon, meine schöne Freundin, derjenige, der jetzt hier die Rolle des armen Sünders spielt, ist — untergebracht.“

Untergebracht. Rücksichtsvoller konnte er sich nicht ausdrücken. Und für wen diese Rücksicht? Für sie?

Sie schwebte zu ihm hin, klopfte ein Stäubchen von seinem Armel, zupfte ihm die Manschette zurecht und sprach so nebenbei:

„Tiens? Haben Sie den armen Käfer gut untergebracht, mein Freund?“

„Wie es einem Gefangenen, der wiederholt widerseßlich gegen Gradierte vorgeht, gebührt: einstweilen im Brunnenhaus des Wintergartens. Dort geht nur eine Mauerlücke auf den Wintergarten hinaus. Wir haben sonst hier keinen fluchtsicheren Ort.“

Run strich sie ihm sanft bürstend über die schmale Brust.

Der Gefangene von Belle-Jeannette.

„Mein Colo, er hat sich nicht widersezt. Lassen Sie den armen Käfer in sein Bett zurückgehen.“

Ein unsicherer Seitenblick nach ihr hin. War dieser Mensch schon bei ihr erledigt? Er traute ihr noch nicht, fragte verbindlich:

„Und was befiehlt Madame, daß mit ihm geschehe?“

„Nicht gut gesagt, mein Colo, nicht gut gesagt. Ich habe nur Wünsche, keine Befehle.“

Da küßte er ihr die Fingerspitzen.

„Ich habe den Gefangenen aus Ihrer Hand zu empfangen. Seine Zeit ist um.“

Sie ging von ihm weg, warf's ihm leichtthin über die Schulter zurück:

„Bringen Sie ihn ins Joffrelager, Monsieur.“

Sie trat an die Ecktonsole, nahm schnell ihr Bild aus dem Stehrahmen, kitzelte ein paar Worte darauf, steckte es in den Umschlag, den sie offen ließ, reichte es dem Oberst.

„Sie werden ihm das zuschicken, Sie selbst, mein Freund.“

Unruhig wie verirrte Mäuse wirrten seine Blicke unter den zusammengezogenen Brauen. Wollte sie ihm den Triumph gönnen? Oder ihn durch diesen Triumph einschläfern? Diese Frau ließ sich nicht in die Karten sehen. Und ihr Spiel aufdecken — ah nein! Keine Skandale. Er ist kein Othello, war nie ein Romeo. Aber besser war's, ihr das Spielzeug aus der Hand zu nehmen ... wegzuschaffen. Dieser Deutsche muß verschwinden ... unauffällig ... untergehen in dem Wirbel, der nun losbrach. Parbleu ja! Sie muß geliebt werden, diese Frau, sie



verliert ihren Wert, wenn sie selbst liebt. Insektenweibchen, das mit seinem Stachel hinstirbt.

Sie ruft ihn noch an der Tür zurück:

„Hat mein Freund mir vergessen zu sagen, daß auch Caporal Benasse untergebracht ist?“

„Sobald Madame es ausspricht, ist er schon untergebracht.“

Der Wintergarten stieß an die Halle. Sobald die Offiziere an dem gedeckten Tisch Platz genommen hatten, wurde die Schiebetür, die die trennende Wand zwischen beiden Räumen bildete, vorge rollt.

In dem wildumwucherten Efeuwinkel die Rundmauer des Brunnenturms, der nach den oberen Stockwerken zu als Erker ausgebaut war, im Erdgeschoß aber als Brunnenraum und Gefäß für die Wasserbottiche, Schläuche und Rasenschneidmaschine diente. Ein feuchter, dampfiger, dunkler Raum. Ein spärlicher Lichtstreif fiel durch die Mauerlufe.

Mit verschränkten Armen, vor sich hingrübelnd, saß Hans Arnold auf dem Rand eines Bottichs. Die Ordonnanzen, die den Tisch für die Offiziere herrichteten, hatten sich den Spaß nicht versagen können, dem Deutschen in dem Loch da drinnen, Früchte und Zigaretten durch die Luke zuzuworfen, um ihn zum Reden zu bringen. Man war neugierig, man war furchtbar neugierig, wie das bei den schrecklichen Deutschen drüben aussah, und ob sie wirklich sich die Bärte wachsen ließen, damit sie verwildert und grauenerregend aussähen.

Auch der Gradierte, der ihn hinter Schloß und Riegel brachte, hatte auf ihn eingeredet, er wisse ihm ein Mittel

zu sagen, wodurch er sich straffrei machen könne: er möge doch einen Brief an seine Kameraden in den Schützengraben schreiben, den man dann hinüberwerfe, er soll schreiben: Ich bin hier gut und fein behandelt. Für mich ist nun der Krieg zu Ende, ich habe es satt, mich für eine verlorene Sache noch zu schlagen. Macht es ebenso wie ich, macht es alle so, dann ist dieser schreckliche Krieg zu Ende.

Auch darauf gab dieser hartnäckige Mensch keine Antwort, er schien nicht einmal hinzuhören.

Draußen im Wintergarten wurden die Stimmen immer lauter. Alle redeten. Die Messer klirrten auf die Teller, man stieß mit den Gläsern an, man trank, man sprach von *Viktoire* und *Gloire*, man war in sehr erregter Fröhlichkeit.

Aus dem Gewirr der Reden flogen einige Kraftworte auf. Der Gefangene im Turm hob den Kopf. Sprach man von einem Sieg —? Ein jähes Bittern schoß ihm durch die Glieder.

Einer sprach hörbar über alle hinaus. Er fing einige Worte auf, dann ganze Sätze. Von der bedrohten Lage des Feindes an der Lorettohöhe sprach man. Ein Einbruch in die deutschen Linien sei südlich Carency geglückt, Teile des 17. Armeekorps rückten in die vordern Linien ein, um die deutsche Stellung zu umfassen.

„Unsere brave Artillerie folgt dem Angriff unserer *Bioupioux* auf dem Fuße und geht bereits nordwestlich von *La Targette* in Stellung.“

„Mehr noch, mehr noch!“ rief eine näselnde Stimme,

„unsere Spitze soll schon im Häuserkampf in Neuville stehen.“

Ein Besonnener wehrte ab:

„Ob ein Haus mehr oder weniger in unsere Hand fällt, kann zu keinen großen Ergebnissen führen. Wir müssen aus dem Dorf heraus und gegen Thelus.“

„Den Friedhof müssen wir haben, wie!?“

„Eh, ja, ja! Den Friedhof.“

„Bitte, warum den Friedhof?“

„Sacrebleu! Das fragt man nicht.“

„Man soll die Turkos dorthin werfen.“

„Verdammt! Jawohl! Sie werden in vier Wellen auf der Straße nach Neuville durchbrechen, mit Handgranaten den Feind überrennen und ihn auf den Friedhof zutreiben.“

Auf — den Friedhof — zutreiben ... Hans Arnold stockt der Atem. Auf — den Friedhof — zutreiben ... zu — trei — ben ... Hatte sein Pionierleutnant nicht davon gesprochen, daß der ganze Friedhof und noch umliegende Stollen des Labyrinths von den Franzosen unterminiert seien —?

Was rebete man da noch —? Die Stimmen schwiegen. Monsieur le chef, hatte einer gesagt. Jetzt schwieg man in der aufgeregten Runde, um Monsieur le chef reden zu lassen.

Monsieur le chef sprach kurz, abgerissen und mit kauendem Munde, aber ruhig, fast sachlich.

„Reden Sie mir nicht von einer Bagatelle, meine Herren. Eine Bagatelle ist das verdammt nicht. Gar nicht, wahrhaftig nicht. Wir werden also die vordersten Stellungen

des Feindes durch Handgranaten räumen lassen. Gut. Werden wir. Jawohl. Aber dann? Wie? Dann haben wir eine ebenso tüchtige zweite befestigte feindliche Stellung vor uns. Wie?"

„Überrennen wir gleichfalls im Sturm. Einmal in ihrem Elan, lassen unsere Braven sich nicht mehr zurückhalten.“

„Famos gesagt, sehr famos, wirklich, gratuliere Ihnen. Zweite Stellung überrennen, famos, ganz famos. Aber das können übermüdete Truppen nicht, können's einfach nicht, fallen platt wie Wanzgen hin. Ja, bitte. Um die zweite Linie ohne Pause zu durchbrechen, müssen rechtzeitig frische Truppen zur Stelle sein. Da liegt der Haken. Die Verstärkungen müssen meilenweit herangeholt werden. Sie können dem Feind nicht verborgen bleiben wie unsere im Labyrinth vergrabenen Sturmtruppen. Also der Feind wird da Sperrfeuer legen, und wenn sie endlich herangeholt sind, ist's zu spät, um noch etwas zu unternehmen, man gräbt sich also ein, und der Feind hat Zeit, auch seine Reserven zusammenzuziehen. Sehen Sie, meine Herren, das ist die Bagatelle, an der bisher unsere Offensiven gescheitert sind. Bis an die zweite feindliche Stellung können wir siegen. Vielleicht — ist das das Äußerste, was sich erringen läßt. — Auf Ihre Gesundheit, meine Herren!“

Die Gläser klangen, aber kein Laut, kein ermunterndes Wort. Man schwieg gekränkt, erzürnt. Und da der Chef aufbrach und die Offiziere ihm schnell folgten, zischte ihm ein Wort nach: Verräter!

In den leeren Wintergarten stürmten wieder die Ordonanzen ein, setzten sich zu Tisch und räumten mit den

Resten auf. Ein Hund wimmerte, der Hund des Chefs. Eine Ordonnanz rief, warum man dem Hund des Chefs noch nicht sein „Souper“ aus der Ambulanzküche geholt habe. Da brachte man ihm einen Eimer voll Abfälle, dicke Scheiben Speck, Pfundklumpen Rinderbraten, Tunte und Saftbrühe.

„Eh boche!“ rief man dem Gefangenen durch die Luke zu, „so reich ist Frankreich, daß es euch mit dem ernähren könnte, womit es seine Hunde füttert!“

„Laßt ihn doch mit dem Hund fressen!“ lachten einige los, leerten, was auf den Platten noch übrig blieb, in den Eimer. Ei Sakrament! Und nun soll man's dem Gefangenen in den Bottich schütten. Hepp en avant! Auf, zur Fütterung des Gefangenen von Belle-Jeannette!

Was sagt der Posten? Wer kommt da? Der Colo? Ei jei, gottverdammte! Der Colo mit seiner Ordonnanz. Schimpft er schon los, der Colo? Den Posten wettet er an. Ob er dem Posten nicht befohlen habe, den Gefangenen sofort auf sein Zimmer zurückzuführen? Sofort! Noch vor dem Imbiß der Generalfüßler!

„Pardon, mon colonel, aber die Herren Offiziere saßen da schon beim Imbiß.“

Gleich ließ der Oberst den Gefangenen herausführen. In ungeheurer Unruhe war er, verdammte Geschichte! Er eilte selbst in den Brunnenturm, stellte sich an die Luke, sagte, man soll im Wintergarten mal laut sprechen, sehr laut, noch lauter. Verdammte! Verdammte! Konnte man auch keinen Zusammenhang verstehen, so war es doch immerhin möglich, daß der Deutsche manches aus der Unterhaltung der Offiziere aufgefangen hatte.

Mit einem Wink seiner Hand legte er die Leute hinaus. Sie beeilten sich nicht, sie nahmen noch das Geschirr vom Tische mit, schlurften langsam davon, noch zurückhorchend, was der Colo wohl mit dem Gefangenen zu verhandeln habe.

Der Colo ging einigemal auf und ab, blieb dann dicht vor dem Gefangenen stehen, winkte seiner Ordonnanz, die dem Deutschen die Sendung von Madame übergab.

„Nehmen Sie,“ drängte der Oberst großmütig, „die Herzogin möchte Sie nicht ohne Souvenir entlassen. Sie ist sehr gentil, unsere Herzogin.“

„Verzeihung,“ sagte Schmetter kalt, „das muß ein Irrtum sein. Ich habe nichts von der Herzogin zu erwarten.“

Dem Oberst rissen die Lippen zurück, daß sein Nagetiergebiß blizte. Der Unverschämte!

Aber Haltung! Man blamiert die Herzogin nicht vor der Ordonnanz.

„Wahrhaftig!“ rief er mit gut gespielter Bestürzung, „ich könnte mich geirrt haben.“ Winkte der Ordonnanz ab. Marschierte wieder im Sturmschritt durch den Wintergarten. Dann war er gefaßt, o, er war sehr gefaßt, war außerordentlich freundlich.

„Es macht mir Leid, mein Herr, daß Sie da vorübergehend in einem Loch gefessen haben, das wirklich kein Salon ist. Ein Mißverständnis, mein Herr, ich bitte um Entschuldigung. Es ist nicht Sitte bei uns, die Gefangenen fühlen zu lassen, daß sie in der Hand des Feindes sind. Wir sind zwar zähe und tapfere Gegner, aber nach dem Kampf sind wir gutmütige und edle Menschen, nicht wahr? Wir haben nur den einen Wunsch, diesen schrecklichen Krieg

so bald als möglich zu beenden und nicht noch mehr gräßliche Lücken in die deutschen Reihen hinüberzutragen. Ich meine — wenn Ihre Kameraden das wüßten, hätten wir nicht mehr nötig, sie hinzuschlachten, um von einer aussichtslosen Sache zu überzeugen —.“ Hielt inne. Der Mann da vor ihm sah ihn — verdammt! sah ihn mit einem belustigten Lächeln an. Er wurde nervös.

„Mein Herr, lachen Sie nicht bei einer heiligen Sache. Diese Nacht vielleicht noch geschieht das Entsetzliche: unsere Truppen lauern im Labyrinth. Eine schmale Wand trennt sie von den feindlichen Stollen. Wenn ihr Kommandant die Hand hebt, stürzen sie sich in diesen mörderischen Kampf unter der Erde. Ihr Elan wird sie vorwärts treiben, bis die Leichenhügel sich bis zu den Särgen des Friedhofs hinaufwölben.“

Schmetter horchte auf. Von dem Friedhof sprach er? Da legte ihm der Oberst die Hand auf den Arm.

„Ich wiederhole: eine schmale Wand nur trennt uns von euch —. Kommen Sie — klopfen Sie an diese Wand und führen Sie die Ihren zu uns — wir werden sie in unsere Arme schließen, wie wir auch Sie in unsere Freundschaft eingeschlossen haben — — kommen Sie, klopfen Sie an die Wand — retten Sie die Ihrigen — — kommen Sie — —“

Die starren gläsernen Augen des Deutschen wurden ihm unbehaglich. Er tippte ihm auf den Arm:

„Eh bien? Was antworten Sie mir?“

„Daß ein deutscher Soldat kein Lump ist, Herr Oberst.“

„Brav gesagt; wir wissen, daß ihr alle tapfer seid. Genügt das? — Und wie ist nun Ihre Antwort?“

„Dieselbe, Herr Oberst.“

„Überlegen Sie sich's. Ich frage nicht noch einmal.“

„Wär auch überflüssig, Herr Oberst“, sagte er da schon wieder in seinem trockenen Gleichmut.

Der Oberst hielt ihm die Hand hin.

„Ich beglückwünsche Sie! Sie sind ein braver Soldat.“

Widerwillig schlug Schmetter in die Hand ein. So großmütig das alles klang — die verlogene Selbstgefälligkeit, die als Unterton mitschwang, stieß ihn ab.

„Trotzdem —“ spann der Oberst seine Rede weiter, „dürfte es Sie doch interessieren, wo wir unterirdisch durchzubringen gedenken, wie? Ich lasse Sie dorthin bringen, ja, wirklich, ich will Ihnen das gewähren. — Auf Wiedersehen, mein Herr. Kehren Sie einstweilen auf Ihr Zimmer zurück. Der Gefangene von Belle-Seannete ist so frei, wie er es wünscht. Ich habe sein Ehrenwort.“

Als Hans Arnold sein Zimmer betrat, stand auf dem Tische im Stehrahmen das zurückgewiesene Bild von Madame, darunter gekritzelt: „Ich sterbe, wenn ich liebe.“

Da ist sie wieder mit ihrer schillernden Undurchbringlichkeit, mit ihren zärtlich werdenden Augen, ihrer prickelnden Unruhe. Ein Wesen, das sich nur durch den Rausch des Augenblicks einfangen läßt.

Ich sterbe, wenn ich liebe ...

Er trat ans Fenster. Um die Hausdecke lag der Widerschein des blendenden Lichtes aus dem Altanzimmer. Ein schimmernder Streif in der anbrechenden Nacht. Jetzt kam für ihn die Nacht.

Herrgott, da draußen tobt's jetzt. Der Todeskampf hassender Völker. Das mörderische Ringen um die Ent-



scheidung. Furchtbare Nacht! ... Ich sterbe, wenn ich liebe ... Im Born knirschen möcht er. Sie hat ihm das Blut heiß gekocht ... in einem Wahnsinn von Verliebtheit stürzte er zu ihr hin ... er ist noch aufgewühlt, seine Gedanken brennen ... die Schauer der Erinnerung wollen noch nicht los von einem Phantom ... und draußen ... das flammende Firmament ... die Erde bebt, die Luft erschüttert von krachenden Donnerschlägen, Wetterleuchten, Rollen, Rattern, Heulen, Zischen ... Ich sterbe, wenn ich liebe ... Zum Teufel mit diesem frivolen Getändel um Gefühle! Die Luft hier prickelt von Unklarheit und Lüge. Was für Menschen! Lächelnde Puppen. Spielzeuge, die man in die Sonne stellt.

Es preßt ihm das Herz zusammen, ein nagendes Weh, Heimweh. Zäh und heftig. Heimweh nach Wahrheit und ehrlicher Rechtschaffenheit. Heimweh nach deutschem Ja und Nein, nach Münchener Bier und der Wacht am Rhein, nach einem kernigen Händedruck und nach einem frischen, herzigen Mädchel — und wenn's auch den Mund offen hält.

Er trat an den Tisch zurück, griff nach dem Bilde. Zerreißen — das Kunstwerk zertrümmern, das sich mit einem Soubrettenlächeln in Szene setzt —? Das wäre brutal, das würde sie mit ironischem Lächeln dem Barbar in Rechnung setzen ... Ich sterbe, wenn ich liebe ... Aber — stand da nicht noch etwas auf der herabhängenden Hand —? Zwei verlorene Buchstaben — p. r. — — Er denkt nach — p. r. — — Auf Glückwunschkarten p. f. Auf Beileidskarten p. c. — — Halt! Jetzt hat er's: pour remercier ... Sie dankt! Hohn der Hölle! Dankt für Speise und Trank und Hochgenuß —. Hol sie der — —. Nein,

immer im Bild bleiben, immer hübsch mit der einbalsamierten  
Kazepfote.

Setzt den Bleistift an und schreibt kräftig darunter:

„Den Dank, Dame, begehrt ich nicht.“

So. Streusand drauf. Grundstriche wie Dreschflegel.  
Egal. Jetzt ist die Wut vom Herzen. Ach was, Wut!  
Hinterhältig gelegtes Feuer war's, Brandstiftung. Fahr  
wohl, Madame! Es war schön, es war amüsant. Aber  
ein Schluck Münchener schmeckt kräftiger. — Ei was!  
Wird er gallisch? Ruhe, Ruhe! Draußen geht die Welt  
unter. — Herein! — Hat's denn geklopft? Zum Teufel!  
Also herein!

Zwei Brigadiers stapfen herein, fordern ihn auf, sofort  
mit ihnen zu kommen.

Im Schloßhof wartet ein geschlossenes Auto. Man  
verbindet dem Gefangenen die Augen, steigt schnell mit  
ihm ein. Und fort saust der Wagen in die brennende  
Nacht.

## In der Eierschale

Mitten in der Waldstraße hielt das Auto. Es stat in einem furchtbaren Tumult fest. Ein schreiendes Gewühl von Soldaten, Wagen, Pferden.

Die Truppen in Unordnung durch das Sperrfeuer der Deutschen. Die Reserven eingekesselt in die Waldschlucht. Der Wald ein loderndes Flammenmeer. Stürzende funkenstäubende Baumkronen.

Durch diesen höllischen Wust arbeiteten sich die Brigadiers mit ihrem Gefangenen von Belle-Jeannette. Quer durchs Feld, mit Kolbenstößen sich den Weg durch das Gewühl bahrend.

Flüche hinter ihnen her. Haß und Verbitterung in Siedehitze. Wo hie und da die Mannschaft sich wohlwollend gegen die Gefangenen gestellt hatte, stieg nun auch die Wut auf, je blutiger der Kampf tobte.

Die Brigadiers bogen nach dem Labyrinth zu ab. Der Boden durchpflügt von den Geschossen; schwelende Eisenstücke, zerbrochene Räder, Pferdekadaver, das stöhnende Heulen und Hummeln der Geschosse durch die Nacht.

Mit der Feldbahn in die Stollen des Bergwerks hinein. Sie staken eingepreßt zwischen Säcken und Sprengkisten. Dann in den Förderkorb mit lärmenden Soldaten. Sie

schrien in wilder Begeisterung, Hohngelächter und Schimpf auf die Boches, die jetzt in einem Stoß bis Lüttich zurückgeworfen werden.

„Wir sind schon bei Carency durchgestoßen! Die Kavallerie steht bereit! Die Engländer gehen bei Loos mit Gasangriff vor! Jetzt setzen wir im Labyrinth ein! Auf dem Friedhof das Massengrab der Boches!“

Sie ließen die Augen rollen, stülpten Schmetter ein Käppi auf. Eh! Der Boche, Boche, o Boche! Sieht er nicht, daß man hierzulande mehr Wein trinkt, als in dem armen, rauhen Deutschland Wasser? Et on s'en fou de la guerre ... Man pfeift auf den Krieg, man pfeift auf die Helmspitze ... Boche, o Boche, o Boche paradox, was bist du für ein Dsch!

In der Hälfte des Förderschachtes stoppt der Korb vor einer Höhle in der Seitenwand. In diese Höhle hinein steigen die Brigadiers mit ihrem Gefangenen. Die Soldaten fahren weiter hinab. Aus der Tiefe heraus hallt noch dumpf und johlend ihr Sang.

Jetzt erst wird Hans Arnold die Binde von den Augen genommen. Die Höhle läuft weiter in einen dunklen Schlupfgang aus. Sie ist erhellt durch eine grüne elektrische Birne. Ein unklares wirrendes Licht wie flüssiges Glas. Es setzt sich fort durch eine Nebenhöhle, und wieder eine Glühbirne in einer daranstoßenden dritten Höhle. Und dort fällt der Schacht steil ab in ein Gewirr von Gängen.

Schmetter sieht sich um. Die Brigadiers sind verschwunden. Ein schwarzer Kerl mit gelben Gamaschen und Turban, ein feister riesenhafter Turko steht vor ihm,

sagt ihm in einem laubermelschenden Französisch, mit tierhaft schriller, harter Stimme:

„Marchez ... de la ... de la ...“, weist durch den Umkreis der drei Höhlen, „pas plus loin ... pas ... pas ... Non ... Il ne faut pas ...“, richtete sein Gewehr auf ihn. „Bouff!“ Grinste, nickte. „Alors bouff!“

Kroch an den Eingang des Schlupfsschachtes zurück, spähte, horchte und wachte.

Aus der zweiten Höhle rasselte der Fernsprecher. Ein Telephonist fieberhaft bei der Arbeit. Überstürzend herausgerufene Worte: ... Erste und zweite Sektion der Turkos soeben ins Labyrinth eingerückt ... ja, ja, ... merci ... nein, der Leutnant augenblicklich nicht da ... sonst alles ruhig hier ...

Er warf einen Seitenblick nach dem Gefangenen, der in die Höhle trat und an den Kartentisch. Dort ausgebreitet eine Umrisszeichnung des Labyrinths.

„Allez-vous-en!“ rief er den Deutschen an, horchte wieder angestrengt. Langsam, ohne Hast, ging Schmetter weiter.

Die Erregung schnürte ihm bis zum Hals hinauf. Wo war er hier? Was ging vor? Wie sollte sein Geschick werden?

Stand jäh still. Ein steilabfallender Schacht, eine Treppe ins Gestein eingegraben. Und drunten —? Weiße Bunnisse in der grünen Finsternis. Sie liegen am Boden. Einer dicht gedrängt an den andern, etwa zweihundert Mann. Starrende Bajonette.

Als von dem Schacht Geröll losbröckelt, heben sich die dunklen Gesichter mit den Turbanen, das Weiße dreht

aus den Augen — so stieren sie herauf. Mordgierig lauern die Tiere.

Vorsichtig geht Schmetter an dem Rand des Schachtes entlang, weiter zurück. Wohin sind die Bajonette gerichtet? Gegen eine Felswand ... andauernd tröpfelt das Wasser an ihr herab, bildet Pfützen um die Liegenden. Aber da schien doch eine Einbuchtung ... mit Sandsäcken verstopft ... Ob das die Wand, von der der Oberst gesprochen hatte, die Wand, an die er klopfen sollte ... die deutschen Kameraden herüberzuholen ...?

Wenn das die Wand war, dann ... wo der Friedhof ...? ... Herr im Himmel! Der Friedhof, den sie unterminiert hatten ... er konnte nicht so tief liegen, wie das Turkoslager dort unten ... Also die Höhlen hier oben ... die Telephonzelle ... nein ... die erste Höhle, wo der Riese wachte? Der Schlupfgang ... vielleicht der Stollen zur Minenkammer —?

Der Telephonist sprach wieder in den Draht. Diese Gelegenheit benutzte Schmetter, um sich auf der Karte zu orientieren. Rotumrandert die Einfahrt zum Bergwerk, die rote Linie zweigt rechts an der Förderwand ab und auf einen durch ein Fähnchen auf einer Bombe bezeichneten Punkt zu — das Zeichen, das auf den Schachtkarten die Lage der Minenkammer andeutet. Ganz recht, so war's, der Riese bewacht die Minenselder — dort neben dem Fähnchen die Aufschrift: Cimetière.

Kein Zweifel; der Friedhof von Neuville. Diese Höhlen laufen unter den Särgen hin. Der matte süßliche Geruch, der unerklärliche schwere, beklemmende Brodem —, war es

das ...? Unter den Toten ... Man denkt dran und schaudert nicht mehr.

Krrrrrrrrr ... raffelt wieder der Fernsprecher. Langsam spaziert Schmetter weiter, den Kopf steif und hinhorchend, alle Sehnen gespannt, fieberhaft. Der Telephonist spricht in den Apparat.

„— Ah! Du bist das, Billard? Salut! Wie steht's bei euch droben? Alles magnifique? O, bravo! ... Wie? So, so ... zwischen Carency und La Targette lassen wir schwere Minen hochgehen ... dann greifen wir an... Wie? Haben schon angegriffen? Das 20. und 33. Armeekorps und die marokkanische Division, bravo, bravo! Die Deutschen im Sturm überrannt ... ihre zweite Stellung entblößt? Vive! Vive! Ha, Billard, wir sind durch, wir sind durch! ... Wie? Wie? ... Nördlich von Neuville halten sie sich noch? Vorgeschobene Geschütze? Macht nichts, der letzte Kanonier wird bald zu Boden sinken, und dann lassen wir hier im Labyrinth die Kammer hochgehen, aber sorgt nur da oben, daß ihr die Boches auf den Friedhof lockt ... ja ... Wir warten auf das Zeichen ... Ja, ja ... Auf Wiederhören, Billard! Vive la France!“

Der Telephonist springt auf. Wie Kinder in grausamer Naivität über das Schwächere herfallen, höhnt er in seiner Siegerfreude den Deutschen an, macht die Bewegung des Halsabschneidens, pfeift gassenbubenhaft die Spottlieder auf die Boches.

Lang hebt sich der Turko aus dem Hintergrund der Höhle, grinst, schritt ein paar Worte singend mit, greift aus, um sich dem Franzosen brüderlich an den Arm zu

hängen. Da tritt der ihm an den Schenkel, wendet sich um und schlendert pfeifend in seine Höhle zurück.

Arrrrrrrr... „Hier Labyrinth, Telephon 2. — Nein, Herr Chef, der Leutnant noch nicht zurück, sollte den Herrn Oberst de Jeansfort erwarten ... sehr wohl ... ja ... habe verstanden, werde am Hörrohr bleiben und die Meldungen für Herrn Leutnant notieren ... ja, bitte...“ Er spricht die Meldung nach, notiert auf den Block. „Wir bringen auf der Höhe La Folie vor, die Artilleriebeobachtungsstellen dort in unserer Hand, schon nähern wir uns dem Ostabfall des großen Höhenzuges, und auch gegen Norden gewinnen wir Boden...“

Hans Arnold steht, kann nicht mehr weiter, der Schreck schlägt ihm in die Knie — die Artilleriebeobachtungsstellen bei La Folie — dort liegen die bayrischen Kameraden — aber auch die niederrheinische Landwehr wurde damals, als er von der Loretohöhe zum Labyrinth verschickt wurde, in Roclincourt und Ecurie in Stellungskämpfe verwickelt, er traf dort Pittsteinchen — ja — sie sprachen von dem Friedhof. — Um den Friedhof geht's hüben und drüben. Um die Toten geht's! sagten sie damals. Herrgott! und jetzt — bis nach La Folie bringen schon die Roten vor — sie werden die Windmühle stürmen, wo Pittsteinchen auf Patrouille auszog — die Ferme La Folie, wo der Stab lag — er war selbst dort gewesen — deutlich sieht er noch die gebräunten Gesichter der Offiziere, ihre kühne Zuversicht — Herrgott! Herrgott! und die Roten bringen vor — das kann doch nicht sein, darf nicht — —. Es preßt ihm das Herz ab — als sei der Tod in sein Haus gekommen — es ist ja doch seine Familie, seine Kameraden



raden, sein Vaterland. — Herr im Himmel! So heftig, so zitternd in Weh und Angst hat er's ja nie gefühlt, ach nie — sein Deutschland — Herr im Himmel! — —

Rrrrrrrr... „Die Unsern stürmen von der Höhe herab in das Dorf Souchez. Westlich davon dringen Quaven und Fremdenlegionäre über den Carencybach...“

Nein, Herrgott, nein! Sie lügen! Sie lügen! Ist das ein Sieg, die schwache Minderheit zu überrennen —?! Gott, o Gott, hilf! Da sind doch die Bayern, die Niederrheinischen, die Westfalen, die Kurhessen! Und da noch weiter die Sachsen, die Badener...

Rrrrrrrr... „Moulin und Malon im Sturm erobert! Lorettoböhe von Süden her bedroht, die 10. Division stürmt auch von Osten gegen Carency an. Noch ein weiterer Elan, und der Durchbruch an dieser Stelle ist gelungen...“

Nein! Nein! — In den Knien bricht Schmetter zusammen, würgt es erstickt heraus. — Nein! Nein! — Als könne er durch seinen ohnmächtigen, verzweifelnden Protest das jagende Geschick aufhalten.

Die Weckeruhr am Fernsprechtisch zeigt zwölf am Mittag. Drunten aus dem Schacht, wo die Turkos hingestreckt liegen, Knurren, Murren, wüchelndes unmutiges Grunzen. Sie wollen auf, sie wollen in den Kampf. Die Eier zittert und rieselt über die schwarze Haut hin. Das Fieber der Mordsucht faucht ihnen die brünstige Wildheit auf.

Das Kommando des französischen Befehlshabers schnarrt über sie hin, hält sie wie durch Peitschenhiebe nieder. Aber in dem Gesicht des Offiziers die bange Unsicherheit. Wie lange noch kann er die Horde niederzwingen?

Unter den Burnussen zucken die Leiber.

Rrrrrrrr... „Bist du das, Pillard? ... Fürchterlich droben? Kann ich mir denken. Aber wir siegen! ... Wie? 6000 Leichen vor den Drahtverhauen? Scheußlich! Was sagst du da, Esel? Auf den Höhen 119 und 140 stellen sich die Deutschen? Halt's Maul! Wir werden sie überrennen. Wie? Wie? Wie? Unser Regiment 125 fast ganz vernichtet?! Ist das gemeldet? Pah! Man hängt dir einen Affen an... Was? Das 103. und 104. Regiment hat sich geweigert, vorzugehen?!...“

Da sprang ihm hinterrücks der zurückkehrende Leutnant ans Genick, riß ihm den Hörer aus der Hand, brüllte in die Leitung:

„Verdammter Schurke! Wer das sagt, wird fusiliert! Wir siegen, wir brechen durch! Keine andere Meldung will ich hören!“

Wandte sich mit zornrollenden Augen an den Telephonisten.

„Hier sind keine andern Gespräche zu führen als amtliche, verstanden? — Wo ist der Gefangene?“

Er eilte schon zu ihm, sah ihn mit krampfend zusammengefalteten Händen wider die Mauer geworfen, in schämiger Scheu das Gesicht, über das die Tränen tropften, abwendend.

„Oh, Boche, wofür betest du?“

„Für unsern Sieg!“

„Dann beeile dich. Gleich wird's im Apparat dreimal rasseln, dann sprengt unsere Mine das Labyrinth mit einem ganzen Armeekorps von Banditen eurer Art. Sacre-dieu! Und dann stoßen wir auch hier durch.“

Der Telephonist rief vom Apparat:

„Südllich Neuville bringen die Unsrigen nun in das Labyrinth ein . . . sind schon im Hohlweg von Ecurie...“

„Hörst du, Boche?!“

Rrrrrrrr...: Am Apparat bleiben und auf das Zeichen achten — dann auf den Kontakt drücken und die Mine hochgehen lassen...

Der Leutnant gibt dem Telephonisten Verhaltensmaßregeln. Er wird einen Pionier schicken, der den Kontakt berührt. Der Telephonist habe bis zum Letzten auszuhalten, noch die Meldung, daß der Kontakt berührt sei, hinaufzugeben, und sich dann in Sicherheit zu bringen.

Der Leutnant enteilt die Schachttreppe hinunter. Mit flimmernden Augen sieht der Telephonist ihm nach. Wenn nicht Gefahr wär, daß man verschüttet würde, machte der sich nicht auf und davon, blaues Sakrament!

Dreimal wird's rasseln, dann ist's das Zeichen, daß die Mine hochgehen soll.

Mit fahlem Gesicht und angstrollenden Augen springt der Telephonist auf, in die erste Höhle, auf den Turko zu, der am Schlupfschacht lauert, zerrt ihn auf, flucht, schleppt ihn nach dem Gehäuse hin, wo der Kontakt hinter Glas angebracht ist. Ein Faustschlag in die Scheibe hinein und man kann den Kontakt berühren — so! Ob er's verstanden habe? Grinsender Teufel! Eh also: wenn der Apparat dreimal rasselte —

Stürmt davon, die Schachttreppe hinunter. Drunten das immer stärker werdende Gemurr der Turkos. Sie haben Worte von der Minensprengung aufgefangen, wild treibt sie die Unruhe auf. Vereinzelte schrille Schreie, herausgurgelte Kampfrufe.

„Ruhe!“ donnert der Offizier, „Ruhe!“

In seine Kufe hinein, schwillt das wiehernde Kreischen, die schrillen Rehlöne. Aus dem Dunkel der Schachttreppe tauchen sie auf, die schwarzen Gesichter mit den weißen bohrenden Blicken, die fletschenden, mahelnden Zähne. Und dumpfe Donnerschläge und Grauen und Todesangst, gepreitschte Furcht, stummes Rasen.

Mit zuckenden Gliedern tastet sich Hans Arnold an der Kohlenwand entlang. Die gläsern starrenden Augen auf das Gehäuse mit der blanken Scheibe gerichtet. Ein Faustschlag hinein und den Kontakt berührt... jetzt!... jetzt!... ehe dreimal das Zeichen rasselt... ehe die deutschen Truppen auf den Friedhof gelockt sind... ehe das Entsetzliche geschieht... Leise... vorsichtig... näher... immer näher... kein Mensch da... näher... dort die Scheibe... ein Faustschlag... Was liegt jetzt am eigenen Leben —?!... Was ist jetzt Einer gegen Tausend, die in Atome zersplittert werden sollen?!... Was ist jetzt der Hans Arnold Schmetter gegen das Unglück des Vaterlandes, wenn nun der Feind am Labyrinth durchbricht, die „Eierschale“ durchstößt... Jahaha! Die Eierschale in ihrem höhnenen prahlerischen Mund... Zu Gift und Galle wird ihm das Blut... jetzt... jetzt... losschlagen!!...

Er holte aus — da schnellts zwischen seinen Armen auf, der feiste Schwarze, geduckt, den dicken Kopf zwischen hochgezogenen Schultern, die blutwüftigen Lippen zurückgerissen, kunkst, schmalzt in heiseren Kampfönen, faßt unter seine gelbe Weste —. Aber bevor er den langen Dolch herausreißen kann, schlägt Schmetter seine Hände wie Branten um seinen Hals, preßt, preßt, seine Muskeln schwellen,

seine Adern blähen sich... da krallt ihm auch der Schwarze in den Nacken, beißt sich in seine Schulter fest, röchelt in stummer Mordgier, gräbt seine Zähne tiefer ins Fleisch des Gegners. Der verbeißt in gurgelndem Achzen den rasenden Schmerz, drängt den Schwarzen dem Ausgang der Höhle zu, dort, wo der Förderkorb herabgleitet und in die Tiefe hinunter. Das Seil schwankt, wird von dem Luftzug aus der Finsternis herauf bewegt.

Sie fallen gegen die Mauer, sie wälzen aufeinander, übereinander, heben sich, zusammengebissen zu einem bluttriefenden Knäuel, wieder auf, prallen wider die Wand... das Gehäuse dort... Wenn er den Schwarzen in den Abgrund hinunterstoßen kann... ja!... ja!... der steht noch mit einem Fuß am Boden... den andern haltlos suchend über dem Abgrund. — Herrgott! Der wird ihn mit hinunterreißen... Herr im Himmel... jetzt... holt er mit dem freien Arm aus... jetzt... schlägt er auf die Scheibe... jetzt... den Kontakt berührt... verliert das Gleichgewicht... ein wirbelnder Klumpen hinunter... hinunter... das Seil schwankt erst heftig, dann ein Ruck daran... wie von fassenden Händen ergriffen... und hängt straff, unbeweglich... verschwiegen und grauenhaft gähnt die Tiefe herauf. — — —

Droben über dem Friedhof von Neuville geht in Rauch, Schwefel und Qualm eine Flammensäule hoch.

Knapp vor dem Augenblick, da sich von Vimy und La Folie her die deutschen Reserven des Abschnittes auf die Windmühle dicht vor dem Friedhof zuwerfen.

Die Gräber bersten. Die Hügel aufgewühlt. Dumpf pochen die Geschosse auf die Särge, auf die Steinsokkel der

Grabdenkmäler. Sie wanken, schwanken, stürzen. Blutrot klast die Erde auf. Eine trichternde Schwefelwolke zischt auf, speit im tosenden Wirbel die Marmorflöze hoch, zerstäubende Säрге, knatterndes Gebein, weißglutende Grabgitter. Die Toten erwachen, die geschändeten Toten, die das sprengende Feuer herauswühlt aus der geheiligten Erde. Eingeklemmt zwischen zerpulvertem Gestein und verbogenen Kreuzen und dürrn, angefangten Kränzen starrende Gerippe, überrieselt von dem dampfenden Blut der Gefallenen.

Aus dem Schutt von morschen Särgen, Knochenhaufen und schwelenden Geschossen wühlen sich die Verwundeten, kriechen nach dem einzigen noch ragenden Kreuz eines zerfetzten Eisengitters hin . . . Hier ruht in Gott Familie Solheid . . . Ruht in Gott?! . . . Schonst da einer den Frieden der Toten! Die Lebenden haben ihn auch nicht!

Da kriecht's heran über die qualmtochende Friedhofserde, schlängelnde schwarze Leiber, gierende, tückische Gesichter, um den fleischenden Mund das stille, wartende, grausame Grinsen. Schurfen zu den Rufenden, Stöhnenden, Fluchenden, Weinenden, Hilfslosen, Sterbenden — holen mit dem Dolch aus. Und verstummt. Und wo einer mit den letzten Seufzern und dem schwindenden Atem ringt, stülpen sie ihm den Stiefel aufs Gesicht. Und stumm wird's. Und grauenhaft still. Ein neuer Friedhof auf dem alten.

Der blutige zehnte Mai sinkt in die Schauer der Nacht. Und noch tobt der Kampf von Flandern bis Arras. Stoß auf Stoß, gegen die deutsche Eierchale. Sie wird eingebrückt, sie splittert nicht.

Der Feind überall zum Stehen gebracht. Bei Loos von den Badenern aus den eroberten Stellungen hinausgeworfen. Siebenhundert Überlebende des französischen Regiments 114 mit sechs Maschinengewehren gefangen genommen. Und diese siebenhundert trugen auf ihren Tragen dieselbe Nummer wie auf den Helmüberzügen die Sieger.

In die Einbruchsstelle zwischen Souchez und Carency schoben sich die Bayern und Lothringer, vernichteten ein Fremdenregiment der marokkanischen Division. Der Lohn der Vaterlandslosen.

Und weiter bis Neuville Kurhessen und Westfalen im mörderischen Nahkampf in der Eierschale. Die Niederrheinischen, die Sachsen, die Württemberger, die Thüringer — alle, alle in siegender Abwehr.

Die Eierschale splittert und wankt nicht! Denn hinter der Eierschale pocht die deutsche Brust! Das deutsche Herz! Der deutsche Wille!

Als die niederrheinische Landwehr in den Trichter des Friedhofs eindrang, als ihr schmetterndes Hurra im Labyrinth widerhallte, hörten sie es . . . Was hörte man? Rief da was? Ein Stöhnender? Verwundeter? Wer ruft da um Hilfe? . . . Nein, nicht Hilfe . . . deutsch rief da einer, deutsch! Kameraden! Kameraden! Kameraden! . . . Eine Stimme heiser, matt, verstört . . .

„Kameraden . . .!“

„Wer da?!“

Da rief's aus der Tiefe des Schachtes, hohl und dumpf:

„Der Gefangene von Belle-Isabelle! . . .“

Einer rief's dem andern, verwundert, staunend, fragend:

Der Gefangene von Belle-Isabelle?!

Wer ist's? Wer?! Wer?!

Ein Echo aus andere, wirr und hohl, geisternd durch  
die Höhlen, die Stollen, die schwarzen Schluchten:

Der Gefangene von Belle-Isabelle!

Achtung... Hierher... Hilfe...!

Durch Pulverdunst und Donner notschreiende Stimmen:

Der Gefangene von Belle-Isabelle!

---



## O, sink' hernieder, Nacht der Liebe . . .

Ein Lazarettzug war als Vorzug abgegangen. Jetzt sammelten sich am Bahnhof Gent noch die zurückgebliebenen paar Leichtverwundeten aus der Vorettoeschlacht, einige Urlauber und solche, die zu einem Transport abkommandiert waren.

„Einstiegen nach der Heimat!“ rief aufmunternd das Eisenbahnpersonal, als der Militärzug rangiert war.

Da stiegen sie ein. Es sagte keiner ein Wort. Keiner lächelte. Im Abteil saßen sie, die zerschundenen Hände auf die Knie gestützt, starrten vor sich hin, ein Unteroffizier, ein Gefreiter und ein bärtiger Wehrmann aus Halle.

Die Türen an den Abteilen klappten zu. Da kam ein Feldgrauer die lange Wagenreihe entlang gelaufen, schwenkte in der erhobenen Hand zwei, drei abgegriffene Papierblätter, rief:

„Unteroffizier Schmetter! Wo ist Unteroffizier Schmetter?“

Der Wehrmann stieß den Unteroffizier neben sich an.

„Sind Sie der Unteroffizier Schmetter?“

„Ja“, sagte der kurz und in harter, wehrender Scheu, blieb sitzen und kümmerte sich nicht um den Auser.

Da langte der Wehrmann durch das Fenster des Abteils und sagte:

„Hier ist Unteroffizier Schmetter.“

Er hatte seine Ausweispapiere, die man an der Sperre abforderte, dort liegen lassen.

„Ohne Papiere wärste nicht weit gekommen, Kamerad“, rief der Feldgraue.

Teilnahmslos nahm Schmetter die Papiere in Empfang, drehte sie zwischen den Fingern, als müsse er erst nachdenken, was damit zu tun sei. Steckte sie dann hastig ein.

Und saß wieder stumm und starr wie die andern. Unruhige Blicke in den tiefstliegenden Augen, über das abgemagerte Gesicht das Reißen und Zucken der Nerven.

So saßen sie alle da im dumpfen Grauen der Erinnerung. Der Gefreite neben Schmetter mit verbundenem Kopf, steil und aufrecht auf dem Sitz. Unter dem Verband hervor sickerte in grellroten Streifen das Blut. Bis er wie eingeknickt in sich zusammenbrach, aber die Faust an den Rücken schob und sich so stützte.

Die Blicke der andern auf ihm, stumpf und ohne Neugier. Mit donnerndem Rollen lief der Zug. Einer fragte heiser:

„Sind wir da?“

„Noch nicht“, sagte der Wehrmann knapp und rauh. Weiter rollte der Zug. Stand und rollte wieder, eintönig, endlos.

Eine fahle Flamme zuckte ins Abteil. Die zwischen den Walbhöhen hervorblickende Sonne. Die Männer kniffen die Augen zusammen und öffneten sie auch nicht wieder, als die Sonne verschwand und der Zug an einer dampfseuchten hohen Bergwand vorbeilief. Aber sie schliefen nicht.

Dann hustete einer die Stimme rein und sagte:

„Jetzt sind wir in der Heimat...“

Ein Ruck durch die Reihen der Starrenden. Der bärtige Wehrmann lächelte vor sich hin.

Der Schaffner stapfte den Zug entlang, nickte in die Abteile hinein, sagte aufmunternd:

„Nu sind mr bald in Aachen.“

Er wollte weiter, da hing Schmetter zum Wagenfenster hinaus, rief ihm nach:

„Sind wir denn schon an Herbesthal vorüber?“

„Nee, nee! Kommen mr jetzt erst hin ... noch keine Einfahrt ... der Lazarettzug H. L. 24 muß erst auslaufen...“

Und stapfte weiter. Seine Worte hallten in den Wind. Schmetter fiel auf den Sitz zurück, umfaßte seine Knie. Seine Hände zitterten. Herrgott, was für ein Mensch man geworden war! Die Nerven schüttelten. Keine Wunde am Leib und doch wie ein ausgerungener Lappen ... Und dann das Brummen und Tosen im Kopf ... Zum Verrücktwerden ... Was ist denn nur ...? Was nimmt ihn denn mit eins so mit ...? Herbesthal ... na ja ... so lange war's nicht her, da rollte er hier heraus ... damals ... na ja ... Schwester Anne wollte doch abreisen, der Alte am Rhein drunten wollte sie zurück haben. Geheult hatte sie ... ja ... furchtbar leid tat's ihr. Sagte sie nicht ... aber ja! Sie sagte, sie werde es trotzdem so einzurichten wissen, daß sie im Lazarettzug bis Herbesthal Dienst tue und dort ausgewechselt werde.

Sie sagte, mit dem Lazarettzug L — ... Nein, das sagte sie nicht ... Wer sagte da eben H. L. 24 —? Hatte sie ihm damals H. L. 24 gesagt —? ... Wenn's da bloß nicht so entsetzlich leer hinter der Stirn wär ... Wie kann er da nachdenken! ... Das Zittern läuft ihm über den ganzen

Körper hin. Der Schweiß bricht ihm aus der brennend schmerzenden Haut... Nachdenken... ja wohl... mit wahnsinnigem Kopf... er wird ja wahnsinnig, wenn er nicht bald zur Ruhe kommt.

„Schaffner!“ Springt da plötzlich auf und hängt wieder zum Fenster hinaus.

Zwischen den Gleisen flattert ein Schwesternschleier auf, gleitet den Zug entlang, reckt in die Abteile. Als sie den dringenden Ruf hört, kommt sie näher.

Schmetter zögert, wird verwirrt und preßt dann heraus:

„Ist Schwester Anne hier?“

„Schwester Anne? In meiner Gruppe ist sie nicht,“ drehte sich um, rief die ihr nachfolgende Schwester, die Feldpostkarten verteilte, an, ob eine Schwester Anne in einer der andern Gruppen sei.

„Schwester Anne? Kenn ich nicht.“

Ging die Wagenreihe wieder zurück zum Bahnsteig und auf einige Schwestern zu, die durch die Unterführung auf den gegenüberliegenden Bahnsteig wollten.

„Drüben im Militärzug fragt ein Soldat nach Schwester Anne.“

Da bleiben sie stehen, weisen auf den Lazarettzug, der auf dem zweiten Gleis steht.

„Schwester Anne fährt doch im H. L. 24.“

Schwester Hilbe eilt voraus, die Treppe hinauf und auf den Bahnsteig nach der Erfrischungsstation. Anne ist doch die Richtige der Gruppenvorsteherin, der Tant' Justizrat. Wenn sie also noch nicht zum Dienst in H. L. 24 ist, dann sicher im Saal bei ihren Feldgrauen. Die ist ja ganz verbuselt hinter den Grauröcken her, die von der

Front herüberkommen, besonders aus dem Hüllentessel von Loretto. Nun ja, man weiß warum. Arme Anne! Wo wo steckt die Anne? Anne . . . Anne . . .

„Hier, bitte!“

Von dem riesigen, dampfenden Kaffeekessel her eine winzige Hand. Tante Justizrat überwacht das Ausschöpfen. Anne hat mit zugedreht und schleppt eine bauchige Kaffeekanne an.

Da ruft Hilbe: „Ein Soldat von drüben fragt nach Schwester Anne.“

„Wo von drüben?“

Anne ist stehengeblieben, der Dampf aus der Kanne wölkt ihr in das schreckhaft erstaunte Gesicht.

„Wo der Militärzug auf Einfahrt wartet.“

„Von Gent her?“

„Ich glaube, es sind Verwundete und Urlauber —“

Da hat Schwester Anne die Kanne hart auf den Herd gesetzt, läuft davon, läuft . . . läuft . . . es hält sie niemand mehr.

„Aber Anne!“ ruft Tant' Justizrat aufgeregt hinter ihr her, macht ein paar Schritte ihr nach. „Mein Gott, wenn einer ihr das jetzt sagt — so unvorbereitet — wir haben ihr ja doch verschwiegen, daß er tot ist — vermißt sagten wir — vermißt — und wenn jetzt einer dem Kind sagt — ach, lieber Gott, nun ist sie drunten.“

Der wehende Schwesternschleier verschwand im Schacht der Treppe. Hinunter stürmte Anne, übersprang die Stufen, ihr Herz raste in Angst und Erwartung. Wer mochte sie rufen? Wer hatte vielleicht Kunde von ihm? Herr im Himmel . . . fortstürmt sie durch das Halbdunkel der Unter-

führung. Ein Bahnbeamter geht an ihr vorüber, grüßt — sie bemerkt ihn nicht. Magazinarbeiter schlurten an, ihre Schritte hallen in der Wölbung. Dann ein Trupp Feldgraue. Als sie an ihnen vorüberreißt, streckt einer den Arm aus — und wieder zögernd zurück. Im Laufschritt dreht sie sich um, da bleibt der Soldat stehen, die andern gehen weiter.

„Schwester Anne“, sagt er leise.

Sie kommt auf ihn zu, langsam, unsicher, fremd und zurückhaltend. Wer steht da im Halbdunkel? Wer ruft sie? Spricht er noch? Sie hört nichts mehr. Eine heiße quälende Angst kriecht in ihr herauf, treibt ihr das kochende Blut in die Ohrmuschel, in die Schläfe, flammende Röthe schlägt ihr ins Gesicht.

„Guten Tag, Anne . . .“

Er streckt ihr die Hand hin.

Sie stürzt auf diese Hand hin, mit zwei haschenden Händen faßt sie sie. Starrt ihm ins Gesicht. Ein zerrüttetes Gesicht, die Haut wie Pergament, flackernde Blicke in den versunkenen Augen.

„Nein!“ sagt sie im erstickten Schrei, abwehrend — nein, nein, das ist doch der Hans Arnold nicht, — das Hänneschen, Gott! So kommt doch kein Mensch zurück, der vor ein paar Wochen hier singend durchzog.

„Sag, bist du verwundet?“

„Nein, ich bin nicht verwundet,“ erwidert er mit leiser heiserer Stimme.

„Aber — dir ist doch nicht gut — du bist doch nicht wie sonst, sag!“

„Ich war in Gefangenschaft —“ er stockt, scheint nach-

zudenken, der Faden brach ihm ab und unvermittelt fügte er hinzu: „— aber ich hab jetzt einen Monat Urlaub, um mich zu erholen.“

Schweigt und sieht sie an. Unsagbares Mitleid mit ihm schwillt in ihr auf, jagt ihr die Tränen in die Augen. Sie hält noch seine Hand, drückt sie wortlos gegen ihre Brust. Sieht ihn an, sieht, bis die Tränen ihr vor den Blick rinnen, schluckt, würgt an diesen entsetzlichen Tränen. Ein dummes Ding ist sie, ein ganz dummes, man nimmt sich doch zusammen, man . . . lieber Gott, nun ist sie ganz fassungslös, sie kann sich nicht mehr halten, sie ist zermürbt . . . und jetzt das da . . . die Erschütterung . . . Schlägt beide Hände vors Gesicht, schluchzt . . . Gott, und wie das kam — ob er näher trat — ob ihr Kopf auf seine Schulter fiel —? War ja auch gleich, ganz gleich, sie muß sich mal ausweinen, sie muß sich — . . . Fühlt sie das —? . . . Sein Arm um ihre Hüften . . . wie ein feuriger Gürtel — Gott, nein, das soll er nicht . . . Preßt sie an sich . . . ihre klopfende Brust an seiner. Sie will aus seinem Arm — sanft und unauffällig will sie es. Sie möchte ihn ja nicht kränken.

Da hört sie wieder die heisere ermattete Stimme über sich:

„Ich muß dir auch noch die Karte zurückgeben, die du an ihn schriebst.“

„Die Karte —?“

„Mit deinem Bild. Es wär mir aber lieb, wenn du es mir schenken wolltest —“

„Mein Bild?“ wiederholt sie, von Schreck gestoßen, trocknet hastig ihre Augen.

„Es hat ihn — nicht mehr erreicht.“

Der Gesangene von Belle-Seannette.

„Den Max?!“

„Ja.“

„Wie kommst du zu der Karte?“

„Ich sollte sie ihm bringen, es war Ablösung — und er hatte seinen Beobachtungsstand auf der Pappel. Wenn er eine Sekunde früher heruntergestiegen wär —.“ Hielt inne. Ihre Blicke starr auf ihm. Ihre Hand krampfte sich um seine Schulter. Tonlos wiederholte sie seine Worte.

„Wenn er eine Sekunde früher heruntergestiegen wär —?“

„Dann hätt's ihn nicht getroffen.“

„Ein Schuß —?“

„Eine Granate.“

„— die in die Pappel schlug —?“

„— die Pappel zerschmetterte und —“

„Und —?“

„Das kannst du dir ja denken.“

„— tot —?“

„Ja.“

„Du hast das gesehen?“

„Ich hab ihn von der ‚Kanzel‘ wegbringen helfen.“

Beunruhigt sieht er sie an. Sie fragt trocken und sachlich, ihr Gesicht blutleer und entstellt. Dann sagt sie herb zwischen zusammengebissenen Zähnen heraus:

„Man hat mich belogen, man sagte mir, daß Max vermißt werde.“ Und dumpf herausgepreßt: „Das Ungewisse — ich hab gelitten...“

In seinem Gesicht arbeitet es. Unter der matten, vertrockneten Haut brennt die Röte auf. Das Lebendige, schreckvoll Erschütterte pulst hinein. Er möchte jetzt zu ihr sprechen, möchte ihr etwas sagen, sucht die wirren flüchten-



den Gedanken zu ordnen, greift sich an die Stirne — eine schlaffe tastende Handbewegung.

Da nimmt sie ihm die Hand weg. Sie kann das nicht sehen, das hilflos Tastende.

„Komm“, sagt sie fiebernd vor Schmerz und Entsetzen, führt ihn wie ein Kind.

Sie steigen die Treppe hinauf zum Bahnsteig, langsam, mühsam. Kein Wort mehr zwischen ihnen. Aber die Spannung in ihr zerreißt, das Ungewisse, Marternde dieser letzten Zeit.

Sie möchte jetzt allein sein und in einem langen stöhnenden Aufatmen die wahnsinnige Erregung und Spannung der letzten Wochen ausfließen lassen.

Wenn sie nur erst den da — den da neben sich in gute Hände abgeliefert hätte.

Aber nun ist ihr, als ob eine neue verzehrende Angst in ihr erwache.

Vom Erfrischungs-saal her Sang und Klavierspiel. Die Feldgrauen sammeln sich an. Wie Durstende um eine Quelle. Und lauschen. Tristans Sang an Hjolde.

„O, sink hernieder, Nacht der Liebe,  
gib Vergessen, daß ich lebe...“

Ein Signal von S. L. 24 her, kurz und herrisch.

„Ich muß fort!“ sagte Anne heiß und gejagt.

„Ich werd dich doch wiedersehn!“ stürzten seine Worte auf sie.

Sie nickte. Ihre Hände brannten ineinander.



## Kriegs-Abenteuer

**Rund um die Erde zur Front.** Dem Flüchtling nachgezählt. Von Otto Anthes. Die fesselnde Geschichte eines Deutschen, dem es nach zwei mißlungenen Fluchtversuchen endlich glückt, unter schrecklichen Gefahren und Entbehrungen aus russischer Gefangenschaft durch Sibirien in die Mongolei, nach Peking und von da über Japan, Amerika, England und Norwegen in die Heimat zu entkommen. — Mit acht Bildern. — Preis 2 Mark. — Gebunden 3 Mark.

**Dem Reiche der Knute entflohen.** Dem Flüchtling nachgezählt. Von Alexander Geymann. Voll frischer Anschaulichkeit, mit ledem Humor berichtet der junge deutsche Kaufmann über seine waghalsige Flucht aus dem Gefangenelager Wjatta, seine mühselige Wanderung nach Archangelst und seine Fahrt als blinder Passagier eines norwegischen Dampfers in die Freiheit. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

**Aus der Hölle empor.** Erlebnisse eines aus russischer Kriegsgefangenschaft Ausgetauschten. Von Hans Zuchold. Ein in seiner Schlichtheit ergreifender Bericht über die unsäglichen Leiden, denen unsere verwundeten Kriegsgefangenen in Rußland preisgegeben sind. — Preis 1 Mark.

**Seine Hoheit — der Kohlentrimmer.** Die Kriegsheimfahrt des Herzogs Heinrich Borwin zu Mecklenburg. Von Johann zur Blasse. Der Herzog wird in Amerika vom Ausbruch des Krieges überrascht. Er kämpft sich mit stählerner Willenskraft durch alle Schwierigkeiten und Gefahren hindurch und gelangt von New York aus in der Wüste eines Kohlentrimmers über Kirkwall und Kristiania glücklich in die Heimat. — Mit vier Aufnahmen. — Preis 1 Mark. — Vorzugs-Ausgabe: Gebestet 3 Mark. gebunden 4 Mark.

**Kriegsgefangen — über England entflohen!** Von Leutnant der Reitere Robert Reubau. Der Verfasser, der in französische Gefangenschaft geraten war, erzählt seine Schildate in Feindesland und die ihm mit geradezu inblanerhafter List gelungene Flucht über England und Schweden. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

**Fremdenlegionär Kirsch.** Von Kamerun in den deutschen Schützengraben. Von Hans Baasche. Der farbenreichen Erzählung der abenteuerlichen Erlebnisse des tapferen jungen Deutschen in Afrika und Frankreich sind authentische Photographien und Dokumente beigegeben. Das stark fesselnde Buch ist wert, von jetzt an dem heranwachsenden Geschlecht statt der Robinsonade in die Hand gegeben zu werden. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

**Kriegsgefangen bei der Jungfrau von Orleans.** Von Sepp Spannacher. Eine Bayersche Satire auf die vielgerühmte französische Kultur, die er als Kriegsgefangener im Zeltlager von Orleans und auf den Dörfern der Loire von Grund auf kennen gelernt hat. — Preis 1 Mark.

**In Friedens- und Kriegszeiten in Kamerun.** Von Grete Kühnhold. Schwester des deutschen Frauenerzins vom Roten Kreuz für die Kolonien. Die Schwester hat den ganzen Krieg in Kamerun miterlebt. Sie gibt einen anschaulichen Bericht über Leben und Leiden der Deutschen, über die Stimmung der Eingeborenen und den Verlauf der kriegerischen Ereignisse. Die Schrift ist ein wertvolles Zeit- und Kulturdokument. — Preis 50 Pfg.

## Deutsche Taten zur See

**Kapitänleutnant v. Möllers letzte Fahrt.** Von R. E. Selow-German. Deutsche Helden zur See! Zu siedend in einem winzigen Segelschiffchen von Java bis Arabien! Eine neunzig Tage währende Fahrt voller Mühen und Gefahren. Dann, auf dem Marsch der bedrohten Heimat entgegen, in der Wüste hingemordet, von Beduinen, die mit englischem Gelde befohlen waren. Eine schmucklose Erzählung, aber ein unvergängliches Denkmal für die Braven, die ihre heilige Vaterlandsliebe mit dem Lobe besiegelt haben. — Preis 1 M. Gebunden 2 M.

**Emden.** Von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke. Selbsterlebtes von den sagenhaften Fahrten des ruhmreichen Schiffes, das monatelang der Schrecken des seegewaltigen England und seiner Verbündeten war. — Preis 1 M. Gebunden 2 M.

**Alphea.** Von Kapitänleutnant Hellmuth v. Mücke. Paderb. Schilder der Verfasser seine abenteuerliche Fahrt über den Indischen Ozean und den gefährlichen Zug von Hobelba durch die arabischen Wüste. — Preis 1 M. Gebunden 2 M.

**Emden-Alphea.** Beide Bücher des Kapitänleutnants Hellmuth v. Mücke als Geschenktwerf in einem geschmackvoll gebundenen Bande vereinigt. — Preis 3 M.

**Oberheizer Jenne.** Der letzte Mann der „Wiesbaden“. Nach Mitteilungen des Oberheizers Jenne von Kapitänleutnant Freiherrn von Spiegel. Der einzig Überlebende des Kleinen Kreuzers „Wiesbaden“ berichtet durch die Feder des Verfassers seine Erlebnisse während der Seeschlacht am Stagerat bis zum Untergang des Schiffes und seine Errettung nach vierglühendigem Treiben auf den tosenden Bogen. Eine Heldenerzählung von deutschem Lohesmut. — Mit vier Abbildungen. — Preis 1 M. Gebunden 2 M.

**Kriegstagebuch „U 202“.** Kommandant Kapitänleutnant Freiherr von Spiegel. Wahrheitsgetreue, glänzende Schilderung unserer geheimnisvollen Unterseebootswaffe in ihrer gefährlichen Tätigkeit vor dem Feinde. — Preis 1 M. Gebunden 2 M.

**U-Boote im Eismeer.** Von \* \* \* Vom Kreuzerrieg unserer U-Boote im hohen Norden mit seinen übermenschlichen Anstrengungen und herrlichen Erfolgen. — Preis 1 M. Gebunden 2 M.

**U-Boot gegen U-Boot.** Von Oberleutnant J. S. Heimo von Heimbürg. Abendige, humorvolle Berichte eines jungen U-Boots-Kommandanten über seine vielfältigen Abenteuer mit unserer schärfsten Waffe im Mittelmeer und in den türkischen Gewässern. Das deutsche U-Boot bekämpft sich aus dem englischen Neg. Das englische U-Boot bleibt hängen. Fang eines französischen U-Boots. Stehweichein mit einem englischen U-Boot. Kampf mit einem Russen. U. a. m. — Preis 1 M. Gebunden 2 M.

**Blodade-Brecher.** Von R. E. Selow-German. Das Geheimnis der Munitions-Versorgung unserer tapferen Kämpfer in Ostafrika. Die Erzählung behandelt das Unternehmen des deutschen Dampfers „Marie“ unter der umsichtigen und fähigen Leitung des Kapitäns Sörensen. — Mit 2 Karten. Preis 1 M.

**Kreuzerjagd im Ozean.** Kriegstagebuchblätter S. M. Hilfskreuzer „Kaiser Wilhelm der Große“. Von Kapitänleutnant Aye. Die Ausfahrt, das ruhmreiche Wirten und der ehrenvolle Untergang unseres größten und schönsten Hilfskreuzers. An der westafrikanischen Küste, im spanischen Hoheitsgewässer, beim Kohlen vom englischen Kreuzer „Highflyer“ völlerrechtswidrig überfallen, läßt der Kommandant nach Verschleßen der Munition den Dampfer versenken. Die Besatzung erreicht in Booten spanisches Gebiet und wird in Las Palmas interniert. Das Buch stammt vom Ersten Offizier, der, im Kohlenbunker eines italienischen Dampfers versteckt, den Weg in die deutsche Heimat zurückfand. — Preis 1 M.

## Deutsche Taten zur See

**Die Kreuzerfahrten des „Prinz Eitel-Friedrich“.** Von Kapitänleutnant Otto Brauer. Bei Kriegsbeginn verwandelt sich der schmucke Blaudampfer in Tlingtau in einen Hilfskreuzer, der monatelang im Stillen und im Atlantischen Ozean die feindliche Schifffahrt beschränkt, bis ihn die Abnutzung seiner Maschinen zum Auffuchen eines amerikanischen Hofens zwingt. Das Buch erzählt nicht nur von Kriegsarbeit; es gibt auch reizvolle Stimmungsbilder vom Bordleben und von den einsamen Inseln der Südsee, die dem Kreuzer als Schlupfwinkel dienen. — Preis 1 Mark.

**Breslau-Midilli.** Ein Jahr unter türkischer Flagge. Selbsterlebtes nach Tagebuchblätter von W. Bath. Das Buch behandelt die Schicksale unseres kleinen Kreuzers „Breslau“, der bei Kriegsbeginn in türkischen Besitz überging. — Mit vier Abbildungen. — Preis 1 Mark.

**„V 188“.** Meiner Torpedoboot-Kriegsfahrten. Der Verfasser Kapitänleutnant Callisen, Kommandant eines Torpedobootes, schildert seine persönlichen Erlebnisse auf den wechselvollen Fahrten in Nord- und Ostsee. — Mit 16 photographischen Aufnahmen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

**Im Torpedoboot gegen England.** Kriegserlebnisse von Fritz Graf. Durchbruch durch feindliche Kreuzer — Rückkehr von New York — In französischer Gefangenschaft — Flucht und Ankunft in Kiel — Torpedoboot im Vorpостendienst — Beschlebung der Ostküste Englands — Eine Fahrt durch Minenselder — Fliegerangriff auf Cuxhaven — Die Kreuzerschlacht am 24. Januar — Preis 1 Mark.

**Unser Seeheld Weddigen.** Eine lebendige Schilderung der kurzen Heldentat der U-Boot-Fahrt des unerschrockenen Führers von „U 9“ und „U 29“ nebst Geblühten auf den Seehelden, einem sakramentierten Schreiben von der Hand Otto Weddigen sowie mehreren Bildnissen und Abbildungen. Von Dr. Otto Weddigen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

## Deutsche Helden der Luft

**Zimmelman n. Meine Kampfflüge.** Selbsterlebt und selbst erzählt von Oberleutnant Max Zimmelman n. Das mit 28 Originalaufnahmen und Skizzen versehene Buch enthält die gesammelten Briefe, die unser vorstämmlischer Kampfflieger während des Weltkrieges an seine Mutter geschrieben hat. Alles, was Zimmelman n. während seiner Ausbildung und im Felde erlebt hat, seine ersten Flüge, seine abenteuerlichen Fahrten und aufregenden Luftkämpfe, hat er in seltener Klarheit und packender Anschaulichkeit geschildert. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

**Doppeldecker „C 666“.** Als Flieger im Westen. Von Oberleutnant Heydemar d. Der Verfasser gibt aus seinem unmittelbaren, täglichen Erleben uns in der Heimat und den selbgraunen Kameraden ein Bild von der aufopfernden Tätigkeit unserer Luftführungsflieger. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

**„Z 181“.** Im Zeppelin gegen Bulgare n. Von dem Ersten Offizier eines „Z“-Luftschiffes. Einer unserer jungen Zeppelin-Offiziere hat als erster die Erlaubnis erhalten, seine Erlebnisse bei einem erfolgreichen Luftangriff gegen Bulgare n. zu erzählen. Er gibt keine Romantische Schilderungen, er schreibt als Sachmann mit der Lebendigkeit und Anschaulichkeit eines Schriftstellers von Beruf. — Preis 1 Mark. Gebunden 1 Mark.

**Als Kampfflieger am Euxanal.** Von Leutnant Hans Henkelburg. Frische, humorgewürzte Schilderung der Erlebnisse einer Jagdflieger in Palästina und in der Wüste. — Mit 16 Abbildungen. — Preis 1 Mark. Gebunden 2 Mark.

## R o m a n e

**Die Opferschale.** Roman von Ida Boy-Ed. Ein überzeugendes Zeitbild aus der rauhen Gegenwart, das uns die vom Weltkriege geleitete Schicksale eines sympathischen Familien- und Freundestreffes meisterlich vor Augen führt. Die großartige Dichtung setzt der Opferbereitschaft der deutschen Frau ein bleibendes Denkmal. — Preis 4 Mark. Gebunden 5 Mark.

**König und Kärntner.** Roman von Rudolph Straß. Ein Preislied auf den sonnigen Humor der frühlichen Pfalz und die quellende Kriegerkraft der deutschen Friedensarbeit. — Preis 4 Mark. Gebunden 5 Mark.

**Der große Rachen.** Roman von Olga Wohlbrück. Ein moderner Roman, der mit packender Anschaulichkeit, bezwingender Darstellungskraft und festem Humor die Spielerei schildert, die Lust und Leidenschaft zum Totalfaktor, die Existenz vernachlässigt. Familien zugrunde richtet. — Preis 4 M. Gebunden 5 M.

**Die werdende Macht.** Roman von Otto von Gottberg. Die Geschichte der Liebe und jungen Ehe eines Seeoffiziers. Aus der lebendigen Wirklichkeit vor Ausbruch des Krieges. Wir lernen alle Typen unserer Kriegsschiffen, den schweren Dienst an Bord, die Stählung zu den kommenden Heldentaten. — Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark.

**Die das Leben zwingen.** Zwei Erzählungen von Sophie Kloers: „Niemand hat größere Liebe“, eine inhaltschwere Geschichte aus der „Franzosenzeit“ Ostpreußens, und der begabene Bauernroman „Der Hofe rbe“ von der medienburgischen Wasserante. — Ein Band. Preis 3 M. Geb. 4 M.

**Die Nacht im fernen Osten.** Roman von Richard Küss. Die Vorgänge spielen in Schanghai und Tjingtau. Im Mittelpunkt das Geschick eines Deutschen, dessen Träume vom Weltbürgertum der Weltkrieg vernichtet. — Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark.

**Unter den Blutbuchen.** Roman von Emmi Lewald. Die Schicksale junger Mädchen in einer Kleinstadt. Voll Humor und Tragik zugleich, meisterhaft geschildert. — Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark.

**Cornelie Arendt.** Roman aus Alt-Berlin von Felix Philipp. Eine spannende Erzählung vom Menschenglück und Menschenelend aus dem Berlin der sechziger Jahre mit seinem eigenartigen Zauber trauriger Heimlichkeit, verchwiegener Reize und verträumter Schönheiten. — Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark.

**Hotel Gigantic.** Roman von Felix Philipp. Das buntbewegte internationale Leben und Treiben in einer der größten und prunkvollsten Karawanensereien der Schweiz bei Ausbruch des Weltkrieges. Inmitten der Handlung der Kampf einer verführerisch schönen Spionin gegen einen deutschen Diplomaten, der mit wichtigen Dokumenten nach Berlin unterwegs ist. — Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark.

**Meine Tante Anna.** Roman von Hermine Billinger. Frisch und humorvoll behandelt die Dichterin süddeutsches Leben in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Ein Familienroman im besten Sinne. — Preis 3 M. Gebunden 4 M.

**Der Rosenhof.** Roman von Elsa Wenger. Die Geschichte einer Jugendliebe. Nach Leiden und Freuden, Entfremdung und Trennung endlich die Vereinigung. — Preis 3 Mark. Gebunden 4 Mark.

**Das Barbiermädchen.** Soldaten-Roman aus Oesterreich. Von Johannes Thum erer. Lebenswahre Gestalten in Scheckgrau, Deutsche und Slawen, alle mit einem Stich ins humorvolle, aber im Kern tüchtige Kerle. Dazwischen als wahrhafte Heldin das tapfere Pflerli, das sich als Krankenpflegerin ihren Schatz wiedererobert. Ein Buch voll Wärme und Licht. — Preis 1 Mark.

\*

**Die Entdeckung Berlins.** Ein lustiges Büchlein von dem bekannten Humoristen Henry F. Urban mit Zeichnungen von Paul Haase. Preis 1 Mark.

erlin

etwäh aus  
geirnter  
ayer Wör  
berbenes

ib auf der  
quedenr  
rt.

Roman, der  
erklänge  
Zusätze  
schen 3 B.  
dichte der  
der leben  
negidiffi  
namen. —

Riscess  
ne inbelle  
erstromen  
Geb 4 B.

Borgänge  
on Skitzi  
Belthring

le Junger  
ib Erweit

r. Eine  
sieb aus  
reit, wert  
4 Bant.

ationale  
en Bant  
r Bant  
dichigen

unverweil  
lira bes  
en 4 B.  
schilde  
erblie

ines  
erfide  
siden  
eben

eben  
sacht





Princeton University Library



32101 066920776

